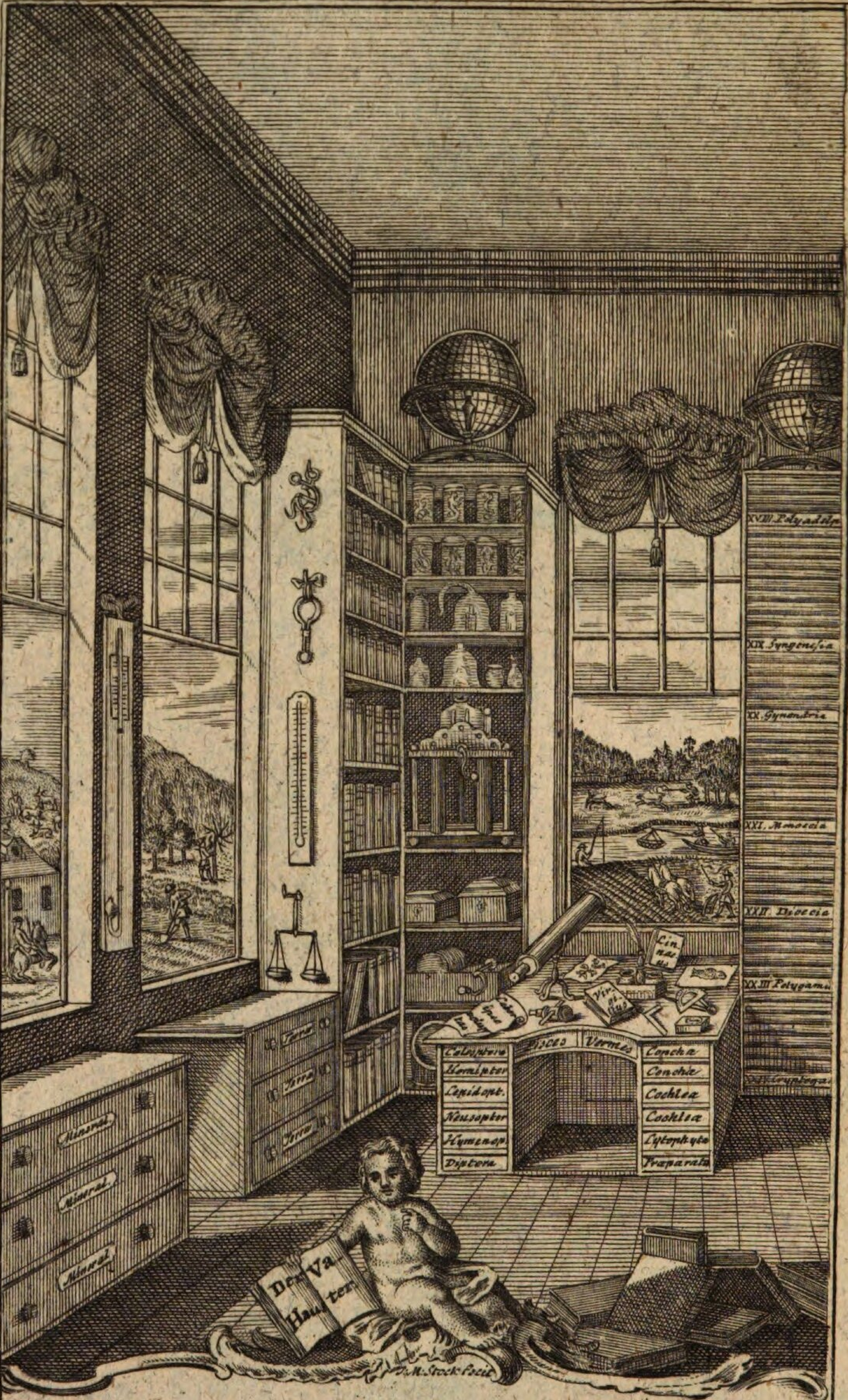


La Campagne en un mot est l'Element du Sage
Malheur à qui le sçait et fuit le Labourage

Bar

Der
Hausvater

Dritter Theil.

Hannover,
In Verlag seel. Nic. Försters und Sohns Erben
Hof-Buchhandlung.
1768.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

❀ ❀ ❀

De tout tems le jardinage
Fut l'amuſement du Sage
J'en fais auſſi mon emploi;
Il n'en eſt point, je vous jure,
Qui s'attache à la nature
Avec tant d'ardeur que moi.

Theatre de Mr. Pannard.

Des
Hausvaters
Dritten Theils
Erstes Stück.

Inhalt:

I. Des Hausvaters Gedanken bey der Gruft seiner Freunde.

II. Anweisung, wie allerley Arten von Hecken auch andre Vermachungen anzulegen und zu warten sind. Nebst einer Vorschrift, wie guter Schlehenwein zu machen sey.

III. Anmerkungen von Vertilgung der Wucher-Blumen und anderer Unkräuter.

IV. Anmerkungen über die lange anhaltende Dürre, und den grossen Wasser-Mangel vom Jahre 1766.

V. Gedanken von der unter dem Hornvieh herrschenden Seuche.

VI. Nachricht von eßbaren Schwämmen.

VII. Allerley vermischte Anmerkungen und Nachrichten.

Hannover,
In Verlag seel. Nic. Försters und Sohns Erben Hof-Buchhandlung.
1767.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

❧ ❧ ❧

En variant mes leçons, mes diſcours, mes
manières
Je trompe les mortels, & m'en fais applaudir.
Le monde eſt composé de divers caractéres:
C'eſt un tableau changeant de portraits opposés,
Un luſtre decoré par diverſes lumiéres,
D'où cent jours différens, l'un par l'autre croiſés,
Sur un nouvel objet tombent & réfléchiſſent:
Eclairés par les uns, les autres l'obſcurciſſent.

L'Abeille du Parnaſſe.

Vorrede.

Ich liefere hiemit den dritten Theil des Hausvaters, wiewol ein Jahr später, wie es in der Vorrede zum vorigen Theile versprochen habe. Eine in dieser Zeit mit mir vorgefallene Veränderung und die damit verknüpft gewesene Zerstreuungen haben diesen Aufschub veranlasset.

Die geneigte Aufnahme der ersten beyden Theile macht mich kühn genug, meine Leser ferner blos mit eigenen selbst ausgearbeiteten Aufsätzen zu unterhalten, und ich habe mich bemühet, lauter Materien zum Vorwurfe zu nehmen, welche ich gemeinnützig finde.

Wer sich die Mühe nehmen will, meine Aufsätze mit demjenigen zu vergleichen, was andere über die nemlichen Materien geschrieben

haben, wird beurtheilen können, ob ich, wie in den mehresten Werken geschiehet, andern nachgeschrieben, oder aus eigener Erfahrung und Ueberlegung lehre.

Eben wie ich anfieng, die zu diesem Theile bestimmten Abhandlungen in Ordnung zu bringen und auszuarbeiten, trugen sich plötzliche und unerwartete Todesfälle von einigen meiner Freunde zu, wodurch ich die überlebenden Angehörigen auf das tiefste gebeuget sahe, auch selbst besonders gerühret wurde. Es kamen zugleich andere ehedem bey dem vorhin erlittenen Verluste naher Gönner und Freunde bey mir erregte Empfindungen von neuem in Erinnerung; Ich stellte Vergleichungen an, zwischen mehreren innigst Betrübten, und überlegte, wie sie ihre Betrübniß auf so mannigfaltige Art zu erkennen gaben, auch ob sich wol bestimmen lasse, wie weit eine Betrübniß zu treiben erlaubt sey, und welches nach eines jeden Temperament die besten Trostgründe sind, um uns aufzurichten? Dies gab Gelegenheit zu Entwerfung der ersten Abhandlung, welche ich hier mittheile. Vielleicht ist sie bey einigen, welche in die traurige Gelegenheit gesetzt werden, Anwendung davon zu machen, nicht ohne Nutzen und Eindruck; Von andern befürchte hingegen, daß sie hie und da etwas zu tadeln und auszusetzen finden werden. Ich habe einige mir selbst

an-

anstößig scheinende Stellen mit Vorsatz stehen lassen, um strengen Kunstrichtern, welche gerne tadeln mögen, Gelegenheit dazu zu lassen.

Von einigen sehe dem Vorwurf entgegen, daß ich verschiedene einzelne Vorfälle, selbst von eigenen Anverwandten, zu lebhaft und umständlich beschrieben habe; Es hat mir aber nöthig geschienen, eine an sich traurige und trockne Abhandlung durch dergleichen eingemischte Züge und Erzählungen lebhaft und interessant zu machen.

Die zwote Abhandlung von den Hecken wird manchem beym ersten Anblicke überflüßig scheinen, da fast in allen Haushaltungsbüchern bereits gelehret worden, wie man Hecken ziehen solle. Einige werden sich wundern, daß von dieser Materie so viel gesaget werden können; Ich überlasse indessen meinen Aufsatz, des Haushalts verständigen Lesern zu beurtheilen, ob sie etwas überflüßiges darin finden.

Die Beschreibung des Schlehenweines habe eingeschaltet, damit die Hausfrauen in dieser Abhandlung auch etwas finden, wovon sie Gebrauch machen können, wenn etwa der Hausvater so glücklich ist, unter dem schönen Geschlechte auch Leserinnen zu erhalten.

Bey denen übrigen Abhandlungen ist nichts besonderes zu erinnern. In dem nächsten

Stücke wird die versprochene Beschreibung derer vornehmsten bekannten Obstsorten folgen; Ich schmeichle mir um so mehr, daß solche Beyfall finden werde, da uns noch überall, und vornemlich im Deutschen, dergleichen zuverläßige Beschreibung fehlet, und einem jeden der eine Haushaltung hat, oder gerne Obst isset, daran gelegen ist, solches, und den Unterschied zwischen bessern und schlechtern Sorten zu kennen.

Die Schweizerische Gesellschaft hat eine Nachricht von denen vornehmsten Fruchtbäumen drucken lassen (1170). Es ist dieses aber ein blosser Auszug aus dem Miller, und mich deucht nicht, daß die Baumzucht dasjenige Stück der Gärtnerey sey, worin dieser grosse und berühmte Gärtner am stärksten ist; Jene Anleitung scheinet daher nicht die ihr gegebene Benennung von vollständig zu verdienen.

Ich habe auch in diesem Theile eine Beschreibung von wilden Bäumen und Anlegung der Heisterkämpe und Pflanzschulen zu geben versprochen, und gedachte dero Zeit nur die ehedem bekanntgemachte Beschreibung (S. Hausv. T. II. S. 494. §. 196.) mit neuen Zusätzen und Verbesserungen abdrucken zu lassen; Nachdem ich diese aber bey weiterer Prüfung fehlerhaft und unvollkommen fand, so habe mich lieber entschlossen, eine neue ausführliche Abhand-

lung

lung auszuarbeiten, und der wilden Baumzucht einen eigenen Theil des Hausvaters zu bestimmen, der den Forstverständigen zum Handbuche dienen könne. Ich werde mich vornemlich bemühen, die Geschlechter und Arten, auch die deutschen Benennungen genauer, wie bisher geschehen, zu bestimmen, auch von denen neuern, seit kurzem bekannt gewordenen amerikanischen Bäumen hinlängliche Nachricht mitzutheilen.

Da nun eben eine anderweitige englische Auflage von des Millers grossem Gartenbuche unter der Presse ist, auch von der vorigen Ausgabe eine deutsche Uebersetzung herauskommt; der Ritter von Linne anbey zugleich uns eine neue Ausgabe von seinen Speciebus schenket, welche viele Veränderungen enthält, und sodann die letztere seyn soll; so will mit Bekanntmachung meiner Arbeit so lange warten, bis ich erst meinen Lesern die neuesten Namen und Anmerkungen von beyden anzeigen kann.

Schließlich muß noch vorschiedene, welche mich mit Zuschriften beehret haben, um Verzeihung bitten, wenn ihnen nicht ausführlich, oder erst spät, oder vielleicht gar nicht antworte; Ich mache mir ein wahres Vergnügen daraus, einem jeden nach seinem Verlangen zu dienen, wenn nur die Kräfte, die übrigen Geschäfte, und die vorfallende mannigfaltige Zerstreuungen, mir die dazu erforderliche Zeit übrig liessen,

 und

und meinen guten Willen gegen einem jeden an den Tag zu legen, verstatteten.

Zudem, da ich meinen Aufenthalt zum öftern verändern muß, bleiben die Briefe zu Zeiten an dem einen Orte liegen, und es trift sich oft nach Jahr und Tag, daß solche bey meiner Zurückkunft allererst wieder auffinde. Unter andern habe ein aus Preussen oder Pohlen erhaltenes Schreiben verlegt, worin einige Nachrichten und Saamen verlanget wurden, welche gern übersandt hätte, wenn mir die gegebene Adresse erinnerlich wäre.

Ich wünsche, daß meine abwesende Gönner dadurch nicht abgehalten werden mögen, mir ihre Anmerkungen und Entdeckungen ferner mitzutheilen, welche jederzeit mit dem verbindlichsten Danke annehmen werde; Auch rathe denenjenigen, welchen ich auf die erste Anfrage kein Genüge leiste, daß sie nur dreiste zum zweyten oder drittenmale daran erinnern.

Hannover, auf Ostern 1767.

Otto von Münchhausen.

I. Des

I.

Des Hausvaters Gedanken bey der Gruft seiner Freunde.

Denn der Gerechten Tod giebt andern Lebens-Lehren.

Werlhoff.

Gedanken
bey der Gruft seiner Freunde.

Ich fange diesen Theil mit einer Abhandlung von einem traurigen Inhalte an, welche bey verschiedenen, die sie lesen werden, die kurz vorher gehabten und vielleicht kaum unterdrückten, ja noch wol gar in der Asche glimmenden betrübten Empfindungen von neuen rege machen und in Erinnerung bringen, auch wol gar Thränen auspressen dürfte.

Ich beurtheile aber andere nach mir. Mich deucht, uns beruhiget in einer heftigen Traurigkeit nichts mehr, als wenn wir uns des betrübten Vorfalles, wodurch solche veranlasset, zu Zeiten erinnern; solchem öfters nachdenken; unser Leid andern klagen, und alsdenn solche Freunde vor uns finden, von denen

wir überzeuget sind, daß sie aufrichtigen Antheil an unserm Schmerzen nehmen. Wann also meine Gedanken beym Durchlesen einen oder andern anfangs niederschlagen sollten, so gereichen sie in der Folge vielleicht zu einiger Aufrichtung und Beruhigung.

Es gehöret zu den Pflichten der Freundschaft, daß wir den Verlust solcher Freunde, die uns werth gewesen, nicht schlechtweg bedauren und betrauren, sondern daß wir ihr Angedenken bey uns zu erhalten und zu verewigen trachten; mithin die bey ihnen bemerkten vorzüglichen Eigenschaften zur Nachfolge auch nach ihrem Tode vor Augen behalten.

Oft hat es einen besondern Eindruck auf uns, wenn wir die Exempel von andern erzählen hören, welche in einer ähnlichen, oder wol gar noch stärkern Betrübniß gewesen sind.

Wenn wir auch die Geschichte von mehrern, über das Absterben guter Freunde empfindlich gerührten Personen zusammen halten, und recht erwegen; so werden wir finden, daß gemeiniglich diejenigen, bey denen die Betrübniß am heftigsten ist, am wenigsten Ursache dazu haben; oder daß ihnen die mehresten Gründe übrig bleiben, sich zu trösten und zu fassen. An der andern Seite hingegen, daß diejenigen, welche wahre Ursache hätten, betrübt zu seyn, sich am ersten finden. Es betrübet uns der Vorfall nicht sowol an sich selbst, als daß er nicht mit dem uns ausgedachten Plane überein kommt.

Meine Absicht ist nicht, eben eine zusammenhangende Betrachtung zu schreiben, ob und in wie weit es billig und erlaubt sey, sich über den Tod eines Freundes zu betrüben; oder die stärksten Gründe

hervor

hervor zu suchen, welche uns in einer Betrübniß aufrichten, oder andre Betrübte trösten können.

Die kräftigsten und besten Gründe haben in dergleichen Fällen nicht selten den wenigsten Eindruck. Ich werde also nur einige Betrachtungen mittheilen, welche mir bey dem Verluste guter Freunde eingefallen sind, und womit ich mich getröstet habe.

Wir dürfen auf unser eigenes Schicksal nicht gleichgültig seyn; wir würden aufhören Menschen zu seyn, wenn wir bey allem, was uns Gutes oder Böses begegnet, unempfindlich bleiben wollten.

Wir müssen also auch an dem Schicksale unserer Freunde Antheil nehmen, ihr Bestes zu befördern trachten; mithin uns daran, wenn es ihnen wohl gehet, ergötzen, und hingegen, wenn ihnen etwas widerwärtiges begegnet, die Betrübniß mit ihnen theilen.

Wenn wir die Gesellschaft eines guten Freundes, in dessen Umgange wir uns recht gefallen, nur auf eine kurze Zeit missen sollen, so ist uns dies schon empfindlich. Es ist also billig, daß wir bedauren, wenn uns ein vertrauter Freund auf ewig entzogen wird.

Aber in wie weit dürfen wir den Verlust eines Freundes betrauren? Hier fehlen die mehresten, oder wir schweifen gar zu gern aus.

Der eine betrübet sich auf eine übertriebene, der Gesundheit schädliche Art. Ein anderer giebt seine Betrübniß auf eine abgeschmackte Weise zu erkennen. Ein dritter verfällt in eine Schwermuth und Unempfindlichkeit. Ein vierter erträgt einen an sich herben Fall mit Gleichgültigkeit. Ein fünfter bleibt aufgeweckt, da er wegen der Folgen Ursach hätte, nie-

dergeschlagen zu seyn. Ein sechster will von keinem Troste wissen, da ihm Gelegenheit genug bleibt, woher er Trost nehmen kann. Was ist also zu thun, und wie beobachten wir einen rechten Mittelweg?

Wer ist wol, der sich nicht freuet, wenn ein Freund zu einem erhabnern, oder, nach unsern Begriffen, glücklichern Stand befördert wird? Wir frohlocken darüber, wünschen ihm Glück, und ergötzen uns an seinem Wohlstande.

Geht hingegen ein Freund in Campagne; wird er zu gefährlichen Geschäften gebrauchet; wissen wir ihn in einer grossen Gefahr, so beunruhiget uns solches; wir stehen in beständigen Sorgen; das Herz schlägt uns; wir begleiten ihn in unsern Gedanken Tag und Nacht, und beruhigen uns nicht eher, als bis wir ihn endlich aller Gefahr entnommen und in Sicherheit wissen.

Bleiben wir aber nicht, so lange wir leben, beständig Gefahren ausgesetzt?

So wie wir steigen, und zu einem eingebildeten Glück erhaben werden, steigen die Gefahren. Hundert widrige Vorfälle drohen uns täglich. Unser Lebenslauf ist voller Mühseligkeit und Verdruß. Der Tod ist derjenige glückliche Augenblick, der allen diesen Mühseligkeiten und Gefährlichkeiten ein Ende macht; Ja, was sage ich, ein Ende macht; der uns in den allerglückseligsten Zustand setzet, wo nichts als Freude ist, und zwar die allervollkommenste, unschuldigste Freude, wo wir von aller fernern Gefahr weit entfernet sind.

Dies ist die Herrlichkeit, wornach wir alle trachten. Ein längeres Leben bringet uns zum öftern auf einen ver-

verkehrten Weg, und setzet uns allerley Verführungen aus, die uns jener Herrlichkeit unwürdig und verlustig machen.

Hat also ein Christ nicht alle Ursache, sich aufrichtig zu freuen, wenn er seinen Freund zu diesem glücklichen Stande erhaben weiß?

Sollen wir nicht eine traurige Empfindung in solchem Falle ansehen, entweder als einen Zweifel, als ein Mistrauen gegen die Offenbarung, und gegen die göttlichen Verheissungen; oder als einen heidnischen Gedanken derer, die blos auf das gegenwärtige sehen?

Doch ich bin kein Geistlicher, und gedenke, da andere, als Geistliche, diese Materie vortrefflich ausgeführet haben, blos abzuhandeln, was mir meine eigene Vernunft und Erfahrung sagt.

An der andern Seite habe Exempel erlebet, daß bey den besten Christen alle Gründe des Christenthums vergebens gewesen, wenn sie recht gerühret waren.

Wir Menschen bleiben allemal Menschen, und halten uns an das Irdische; die mehresten werden sich noch eher durch einen irdischen Trost beruhiget finden.

Prüfen wir unsere Urtheile genau, so werden wir auf eine dreyfache Art fehlen.

1) Ein jeder Mensch sieht sich als das Ganze an, und macht darnach seinen Plan, daß alles so gehen soll, wie er es sich und seinen Umständen gemäß zu seyn glaubt.

2) Selten überwinden wir uns, alles aus einem allgemeinen Gesichtspuncte zu übersehen, und zu erwegen, daß wir sämtlich dazu beytragen müssen, um eine allgemeine Ordnung im Ganzen zu erhalten; daß

sich also das Ganze unmöglich nach eines jeden Privat-Gemächlichkeit richten kann.

3) Wir bilden uns also ein, daß uns so oft ein Unglück wiederfährt, als wir uns in unsern Zirkeln gestöhret sehen, und wenn ein von uns aufgebauetes flüchtiges Kartenhaus zerfällt, so denken wir, daß bereits das ganze Weltgebäude wanke.

Unsere Eigenliebe erlaubt uns nicht zu erwegen: ob nicht ein neues Gebäude, welches jenen Einfall veranlasset, weit schöner, prächtiger, dauerhafter, und brauchbarer sey; und ob wir uns nicht in der Folge weit mehr daran ergötzen und mehrern Nutzen und Bequemlichkeit davon haben werden, als wenn jenes hinfällige Kartenhaus stehen geblieben wäre, und wir uns stets hätten beschäftigen müssen, daran zu flicken, und es gegen die ihm drohenden Winde und Anfälle zu erhalten.

Wir müssen die unterschiedenen Gesellschaften von Menschen als so viele Theaters ansehen, wo einige eben agiren, die übrigen aber Zuschauer oder Handlanger abgeben.

Alle Menschen können nicht zugleich die nemliche Schaubühne betreten, einige werden zu dieser, andere zu jener Vorstellung gebraucht; die mehresten bleiben Zuschauer. Der eine freuet sich, und schätzet sichs für ein Glück, wenn er, um die übrigen zu unterhalten, den Schauplatz zu betreten berufen wird; Er sucht ein Vergnügen darin, durch seine Vorstellungen sich den Beyfall des Parterre zu erwerben, und ein Händeklatschen zu erwecken.

Andere suchen einen Vorzug dadurch zu erlangen, daß sie sich geruhig indessen hinsetzen, und aus der Ecke ihrer Loge denen Handlungen jener zusehen, solche criti-

critisiren, und am Ende ein entscheidendes beyfälliges oder widriges Urtheil fällen. Die mehresten gaffen blos umher, und erwarten, bis einer oder anderer von den Acteurs etwas vornimmt, was Gelegenheit giebt zu lachen oder zu zischen.

Diejenigen, welche auf dem Theater erscheinen, haben allemal das gefährlichste Spiel. Ein jeder Zuschauer ist nicht sowol bedacht, die Moralen, welche jene hersagen, und womit sie zu bessern trachten, zu bemerken, als vielmehr etwas ihm anstößiges oder misfälliges auszufinden, welches er lächerlich machen oder wobey er seinen Tadel auslassen kann.

Glücklich sind alsdenn die Acteurs, welche sich den Beyfall des Parterre nicht allein erwerben, sondern auch bis ans Ende unterhalten, mithin sich über allen Tadel erheben.

Wenn sich ein jeder Acteur nach seiner Phantasey selbst wählen könnte, was für eine Rolle er spielen wolle, so würden oft mehrere auf die nemliche Rolle fallen, und es würde unter den Acteurs nichts als Streit, Zank und Misgunst seyn. Derowegen sind Directeurs nöthig, welche die Rollen austheilen, und da in einer jeden Vorstellung allerley Rollen vorkommen, einer oder anderer Acteur aber nur die ersten einnehmen kann, so müssen sich die übrigen gefallen lassen, die geringern anzunehmen: denn sonsten könnte die Vorstellung nicht zu Stande kommen, und das Parterre würde nicht vergnüget. Die Pflicht eines jeden Acteurs ist sodann, 1) daß er sich bemühe, die ihm zugetheilte Rolle mit aller möglichen Geschicklichkeit zu spielen, so daß sich das Parterre an ihm ergötze und eine Zufriedenheit bezeuge; Mithin, falls es ihn einer bessern Rolle würdig erachten sollte, durch

seinen Beyfall den Directeur bewege, ihm solche künftig zuzutheilen. Er selber darf aber, wenn er auch gleich findet, daß ihm die gegenwärtige Rolle nicht anstehet, gegen den Directeur nicht murren, vielmehr soll er diesen durch Bezeigung seines guten Willens zu gewinnen trachten; anbey erwegen, was vor Recht er vor den übrigen Mitspielern habe, um für sich jedesmal eine angenehme Rolle zu behaupten, und die geringern und mühsamern jenen zuzueignen.

2) Ein jeder muß ferner erwegen, daß die Comödie nicht gespielet werde, um ihm eben eine angenehme Rolle zu schaffen, und vor den Zuschauern ein Ansehen zu geben, sondern daß das Schauspiel überhaupt vorgestellet seyn will, mithin daß ein jeder dazu das seinige beytragen muß.

3) Der Directeur kann nicht allemal lustige, den Acteurs angenehm fallende, Stücke vorstellen; sondern er muß zur Abwechselung auch traurige und ernsthafte Vorstellungen geben.

4) Alsdenn muß ein jeder Spieler sich auch gefallen lassen, wenn ihm eine traurige, verdrießliche oder höchst beschwerliche Rolle zugetheilet wird.

Die Zuschauer pflegen die Stärke eines Acteurs darnach zu beurtheilen, wenn er in einem Trauerspiele die Rolle eines Unglücklichen, Verzweifelten, oder Betrübten mit einem angenommenen Heldenmuthe lebhaft vorstellet, und alle ihm in den Weg gelegte Gefährlichkeiten und Unglücksfälle standhaft überwindet. Man hält denjenigen für den stärksten Acteur, welcher in den lustigen Rollen, so wie in den traurigen und ernsthaften, die Leidenschaften gleich natürlich vorstellet.

Wenn

Wenn hingegen einer, der in lustigen Stücken die Verliebten oder Bedienten zum allgemeinen Vergnügen der Zuschauer vorzustellen gewohnt ist, einmal in einem Trauerspiele auftreten muß, und alsdenn sich in seine Rolle gar nicht schicken kann, hölzern und gezwungen da stehet, und zu erkennen giebt, daß er nicht weiß, was er machen, und wie er sich geberden soll, so erwecket er bey allen Zuschauern kein Mitleiden, sondern einen Ekel oder Gelächter.

Doch man wird denken, was soll hier eine weitläuftige Abhandlung des Gleichnisses von den Schauspielen erweisen, da von der Traurigkeit über den Verlust der Seinigen gehandelt wird: Ich werde mich also nunmehro darüber erklären.

Ich bin gewohnt, meine Leser zuvor auf allgemeine Grundsätze und Betrachtungen zu leiten, woraus sie die übrigen Vorfälle beurtheilen, und wornach sie handeln müssen.

Nun beruhiget mich in allen Zufällen nichts mehr, als wenn ich mir vorstelle und erwege, daß unser ganzer Lebenswandel nichts anders als eine Reihe bald trauriger, bald lustiger Vorstellungen und Auftritte auf den unterschiedenen Schaubühnen der Welt sey. Wir können selten anordnen, was für Vorstellungen aufgeführet werden sollen: Die Beschäftigung derer, welche dergleichen Anordnungen haben, ist die allerbeschwerlichste, mühsamste und gefährlichste; Ein jeder hütet sich billig davor.

Selten gehet es gut, wenn wir uns selber einen Schauplatz, wo wir uns sehen lassen wollen, nebst einer bemerkten Rolle wählen, und solche, da es der Directeur nicht gut findet, ängstlich und mit Ränken suchen. Mancher wird darüber am Ende ausgezischet,

oder zu seinem Schimpfe von der Bühne wieder herunter geworfen, oder er hat gegen den Neid aller Mitspielenden zu kämpfen, wodurch ihm alles eingebildete Vergnügen bey seiner Rolle bitter genug gemacht wird.

Dem ohngeachtet pflegen wir nur gar zu gerne die Auftritte uns auszudenken, die wir spielen mögten, oder Mitspieler auszuwählen, mit denen wir gerne zugleich auftreten wollten. Wenn wir sodann unsern Endzweck erlanget zu haben glauben, so schlägt uns ein jeder Vorfall nieder, welcher uns von neuen etwas in den Weg legt; und wir glauben, daß uns ein empfindlicher Tort geschiehet.

Wenn wir auf den rechten Grund gehen, so bestimmet gemeiniglich die Eigenliebe unsre Traurigkeit; Wir beweinen unsre Freunde mehrentheils nur alsdenn, wenn wir durch ihren Verlust unsre Umstände verschlimmert finden, oder die gemachten Plane dadurch in Gefahr oder gar zerscheitert glauben. Ich sage **gemeiniglich**: denn ich kenne dergleichen Gemüther, welche aus einer wahren Zärtlichkeit und ohne alle Nebenabsichten an dem Ergehen der Freunde Antheil nehmen, und die alles Widrige, was ihren Freunden wiederfähret, ansehen, als wenn es sie selbst angienge. Dergleichen Empfindungen, wovon die Exempel eben nicht häufig sind, sind allerdings lobenswürdig, und Merkmahle eines wahren, treuen und aufrichtigen Freundes, den man verehren muß, und auf dessen Beystand in Nothfällen man sichere Rechnung machen kann. Ein anders aber ist, ob man an dem Ergehen eines Freundes überhaupt Theil nimmt, und ein anders, ob man sich über den Tod desselben ausserordentlich betrüben darf. Ich werde mich

mich deutlicher machen, wenn ich die Fälle aus einander setze, wo wir vornemlich Ursache haben, den Verlust unserer Angehörigen zu bedauren.

1) Kein Todesfall scheint herber zu seyn, als wenn rechtschaffene Eltern ihren unmündigen Kindern in noch zarten Jahren entrissen werden, da diese den Beystand jener nicht entbehren können, und durch den Verlust in die traurigsten Umstände gesetzt werden. In solchem Falle sind die Kinder noch zu zart und flüchtig, ihr Unglück zu empfinden; Sie sehen solches mit gleichgültigen Augen an. Ein kleines Spiel zerstreuet ihre ganze Betrübniß: Ich habe erlebet, daß Kindern der Verlust, welchen sie eben erlitten, zu Gemüthe geführet ward; sie fragten ängstlich, ob sie denn künftig noch satt zu essen bekommen würden, und als man sie versicherte, daß sich so viel finden würde, liessen sie sich nichts weiter anfechten, setzten ihre kleinen Spiele fort, und ergötzten sich an den Traueranstallten, und der neue schwarze Rock nebst den vielen brennenden Lichtern war für sie eine neue Herrlichkeit und angenehme Veränderung.

2) Ein anders ist, wenn die Kinder bereits erwachsen sind, aber die Eltern in den Jahren verlieren, da sie derselben zu ihrer künftigen Versorgung noch am mehrsten nöthig zu haben scheinen; Auch hier sind die Exempel wohlgesitteter Kinder rar, welche den Verlust recht einsehen, und eines Trostes nöthig haben; Bey den mehrsten ist das Jugendfeuer noch zu stark und in vollem Lodern: Viele werden sich eher freuen als betrüben, daß sie nun ihre eigene Herren werden, von Niemanden weiter abhangen, und mit dem elterlichen Vermögen frey schalten können. Ich brauche mich also bey diesen nicht weiter aufzuhalten.

3) Grösser und nagender ist hingegen die Betrübniß bey Eltern, wenn sie ihre Kinder vor sich abscheiden sehen, sonderlich wohlgerathene Kinder, an denen sie nichts als Freude erlebt haben, und an deren Umgange sie noch ferner sich zu ergötzen hoffen können. Die Begierde unser Geschlecht fortzupflanzen, ist eine, zu Erhaltung des menschlichen Geschlechts, unentbehrliche Neigung. Es ist ferner in der Natur gegründet, daß Eltern sich die Erziehung und Erhaltung ihrer Kinder angelegen seyn lassen. Wenn wir aber fordern, daß GOTT die Kinder, die er einmal bescheret hat, uns auch erhalten soll; so scheinet es schon, daß wir uns vergehen, und der Vorsicht Gesetze vorschreiben; und wenn wir unsere Güter nur vorzüglich solchen hinterlassen wollen, zu deren Daseyn wir Gelegenheit gegeben haben, so ist dies eine Folge von unserer Eigenliebe.

Wir können nicht über unser Leben, noch weniger über unserer Kinder Leben, bestimmen; Wir müssen als Christen eine alles regierende Vorsicht annehmen; Nichts geschiehet von ohngefehr. Wir bemerken im Grossen eine unverbesserliche Ordnung. Unsere Kinder erziehen wir, um sie zu einem glücklichen Leben zuzubereiten, und daß, wenn sie auf den Schaubühnen dieser Welt lange erscheinen sollen, dieselben zu den besten Rollen gebraucht werden können.

Können wir aber etwas dagegen einwenden, wenn die Vorsicht sie entweder gar nicht, oder nur auf eine kurze Zeit auftreten lassen will. Es ist vielleicht kein Exempel, daß ein Vater sich betrübet, und seinen Sohn beweinet hat, wenn der Sohn zu einer wichtigen, aber mühsamen und gefährlichen Ehrenstelle erhoben worden; Wird wol jemand in solchem Falle

den einen oder andern bedauren? Nein, man wird vielmehr einen Schwarm von Gratulanten wahrnehmen, und im Grunde hätte ein solcher Vater Ursache, sich über das Schicksal seines Sohnes, welches ihn unendlichen Gefahren, Verdruß, Sorgen und Verantwortung aussetzet, zu bekümmern und zu beunruhigen.

Ich erinnere mich irgendwo eine Erzählung gelesen zu haben, daß ein Vater seinen überaus wohlgerathenen Sohn verlieret, von dem er die größte Hoffnung gehabt hat; Er ist darüber untröstlich und murret über die Vorsicht; diese erscheinet ihm im Traume, und zeiget in der Ferne alle die Gefahren und Verführungen, welchen der Sohn, wenn er am Leben geblieben, ausgesetzt gewesen wäre, und was er, der Vater, selber für Misvergnügen und Unannehmlichkeiten auszustehen würde gehabt haben. Er wird dadurch überzeugt, daß er sich sehr unrecht gegen die Vorsicht aufgelehnet habe, die aus wahrer Liebe und Vorsorge für ihn und zu des Sohnes Besten, diesen so früh weggenommen hat.

Ein anderes Exempel aus meiner eigenen Verwandschaft bleibt mir allemal gegenwärtig: Eine Mutter hatte den einen von ihren Söhnen zu ihrem Lieblinge erwählet; Es war auch in der That ein gar schönes, artiges, liebenswürdiges Kind, welches alle Hoffnung von sich gab, und vor seinen übrigen Geschwistern vieles voraus zu haben schien. Dieses liebe Kind ward tödtlich krank; die Mutter wollte verzweifeln; Sie flehete GOTT Tag und Nacht auf den Knien an, daß er ihr nur dieses Kind erhalten mögte; Sie glaubte, daß ihr das größte Unrecht widerführe, wenn sie noch einige Tage in Ungewißheit

bleiben müßte, ob ihr Bitten würde erhöret werden: Ihr Wunsch ward erfüllet, der liebe Sohn ward gesund; Wer war froher wie die Mutter. Was erfolgte aber? aus diesem so viele Hoffnung gebenden Kinde ward ein ungerathener Mensch, welcher der Mutter in der Folge hundert Herzeleid veranlassete, und sie zu Tode ärgerte.

Ein geschickter Geistlicher richtete eine, über den Verlust einer einzigen Tochter innigst betrübte Mutter mit dem Spruche auf: **Was ich thue, das weissest du jetzt nicht, du wirst es aber hernach erfahren,** Joh. XIII. v. 7. Mögte dies doch bey allen denenjenigen Eindruck machen, die sich zu Anfang in den verborgenen Wegen des Höchsten nicht finden können.

Manchem gehet es nahe, daß er denjenigen, dem er sein Vermögen bestimmet hatte, vor sich weg sterben siehet. Er weiß aber nicht, daß die Vorsehung darüber schon längst anderweitig bestimmet hat, daß solches in andere Hände kommen soll, die bessern Gebrauch davon machen werden.

Ich kann hier wieder obiges Gleichniß anführen; Der Schauplatz wird allemal angefüllet; Wir können aber nicht begehren, daß wir selbst eben die Acteurs stellen wollen.

4) Eine gegründete Betrübniß wird weiter erwecket, wenn wir wahre Gönner, Freunde, Beschützer oder Beförderer verlieren; ob wir gleich unsern Kummer mehrentheils darnach zu mäßigen pflegen, wie wir unsere eigene Umstände dadurch mehr oder weniger verschlimmert glauben; So daß es gemeiniglich gehet, wie jener in der Comödie antwortete: Und was ist es denn mehr, wenn ich umkomme, so

werde

werde ich heute bedauret, morgen begraben, und übermorgen spricht kein Mensch mehr davon.

5) Ein wahrer, Thränen und eine allgemeine Betrübniß verdienender Verlust ist, wenn Helden, indem ihr fechtender Arm zu Beschützung des Vaterlandes eben nothwendig ist, ihr Leben einbüssen müssen.

Wer beweinet aber einen auf dem Bette der Ehren bleibenden Streiter leicht weiter, als in so weit er für seine Person dadurch einen Freund oder Versorger verlieret? Wir vergiessen zu Zeiten Ströme von Thränen über den Tod einer einzelnen, vielleicht gar entbehrlichen Person, und sehen die todten Körper vieler hundert braver Leute, an deren Erhaltung dem Staate gelegen gewesen wäre, mit Gleichgültigkeit auf dem Schlachtfelde liegen.

Es kommt uns gar zu kläglich vor, wenn wir einen einzelnen Menschen eines gewaltsamen Todes sterben sehen, dem wir nach unserer Einbildung ein längeres Leben gönnen wollen, und erzählen vielleicht mit Vergnügen, wie viel in einer Schlacht geblieben sind.

Empfindliche Gemüther zeigen zu Zeiten ein grosses Mitleiden, wenn ein des Todes würdiger zu Gericht geführet wird; und ein commandirender General muß oft mehrere hunderte braver Leute ausschicken, um sie todt schiessen zu lassen, und niemand bedauret sie, weil sie sich einmal dem Soldatenstande gewidmet haben. Wenn im Kriege tausend mörderische Kugeln die gegen uns Streitenden tödten, so wird nichts daraus gemacht, wenn aber eine einzige Kugel davon von ohngefehr einen Weichling trift, der zu wollüstig gewesen, um sich den Strapazen des Krieges auszusetzen, oder dem es an Herz gefehlet; so würde es als ein bemerkliches Unglück gewiß erhoben werden.

6) Ein ähnlicher Fall, der allgemeine Bekümmerniß verdienet, ist, wenn wahre Stützen und Väter des Landes durch einen frühzeitigen Tod weggenommen werden, von welchen das Wohl des ganzen Landes und aller Einwohner abhanget. Dergleichen Verlust wird aber selten recht beherziget, ausser von solchen, die sich in ihrem Plane zurück gesetzt sehen, und gehöret nicht mit unter die Fälle, wo man die heftigste Betrübniß wahrnimmt.

Wie wenige Patrioten erwegen in solchen Fällen das Schicksal des Vaterlandes? Man wird mehr eine Unruhe und Furcht für die Folgen, als eine Traurigkeit wahrnehmen.

7) Ist ja ein Fall, wo eine wahre, billige, und gegründete Traurigkeit eintreten kann, so ist es, wenn eine recht glückliche Ehe getrennet wird.

Den Eindruck, den eine solche Trennung verursachet, können nur diejenigen lebhaft beurtheilen, welche das Glück haben, glücklich verheyrathet zu seyn, und das Vergnügen zu empfinden, welches der angenehme Umgang zwischen zwey sich zusammen schickenden Ehegatten erwecket, wie süß es ist, wenn solche in der größten Einigkeit zusammen leben, sich in allen Fällen beystehen, und das Leben erträglich machen.

Nichts ist beweglicher, als die Rührungen zu lesen, welche verschiedene Männer bey dem Verluste ihrer zärtlich geliebten Ehegattinnen empfunden haben, und die von ihnen in lebhaften Gedichten auf die beweglichste Art ausgedrucket worden.

Was hat aber nun der überlebende zu thun, wenn ihm sein geliebter Ehegatte von der Seite gerissen wird? Hat nicht im Grunde die Eigenliebe den größten Antheil an seiner Betrübniß. Zwo Ueberlegungen wer-

den den Grad von dieser gemeiniglich bestimmen. Man erweget erstlich, in wie weit durch diesen Verlust seine eigene Umstände verschlimmert werden, da man sich des bisher genossenen angenehmen Umganges und Beystandes auf ewig beraubet siehet. Wir glauben, es wäre nun in der Welt kein weiteres Vergnügen für uns übrig. Es fällt uns hart, uns zu zwingen, und uns in eine neue Lebensart, in eine neue Gewohnheit zu schicken. Zweytens pflegen uns die Folgen schröcklich vorzukommen, wann wir bedenken, daß uns die Last der Kinderzucht, der Verwaltung der Güter, aller häuslicher Geschäfte, um die der Ueberlebende sich vorhin vielleicht gar nicht bekümmerte, jetzt allein oblieget; daß wir also statt der vorhin genossenen Annehmlichkeiten uns künftig in lauter Sorgen und beschwerliche Geschäfte verwickelt finden.

Gesetzt nun, des Ueberlebenden Umstände sind merklich verschlimmert worden; soll er sich denn durch ein unmäßiges und anhaltendes Trauren, Weinen und Klagen sein Leben noch unerträglicher machen? Hat er denn ein Recht zu verlangen, daß er die auf dem allgemeinen Schauplatze der Welt gespielte angenehme Rolle beständig spielen wolle?

Kann er sich gegen die Vorsicht und deren weise Absichten auflehnen, wenn sie zu seinem eigenen Besten ihm eine andere Rolle zuzutheilen, oder ihn von einer erhabenern Schaubühne auf eine geringere zu versetzen, gut findet?

Wenn wir in Unglück gerathen, dürfen wir nicht unempfindlich seyn; wir thun vielmehr wohl, zu überlegen, ob wir es nicht als eine wohlverdiente Strafe anzusehen Ursach haben. Aber bey einem uns betroffenen Unglück zu denken, daß gar kein Glück, kein

weiteres Vergnügen für uns übrig sey; ist übertrieben.

Die erste Empfindung in dergleichen Verluste ist natürlich und billig; solche aber lange vorsetzlich zu unterhalten, gar keinen Trost hören noch annehmen zu wollen; durch ununterbrochenes übermäßiges Trauren und Klagen seine übrigen Kräfte aufzureiben, den Körper abzumatten, die Gesundheit in Unordnung zu bringen, mithin sich seinen Freunden lästig und der Welt unnütz zu machen, und für sich selbst nur zur Marter zu leben, ist wirklich strafbar zu nennen, und wird noch strafbarer und unverantwortlicher, wenn Kinder nachbleiben, oder weitläuftige Güter vorhanden sind, welche des Ueberlebenden Aufsicht jetzt um so nöthiger haben.

Statt also seine Zeit mit Trauren und Wehklagen zuzubringen, sollte man vergessen, was man vor eine Rolle gespielet haben würde, wenn man in den vorigen Umständen geblieben wäre, und sich vielmehr desto geschäftiger bezeigen, um die neue Rolle gehörig zu erfüllen, und auf diese Weise der Welt und den Unsrigen nütz zu werden.

Noch einer Art des Verlustes muß 8) erwehnen, welcher die heftigsten Leidenschaften zu erregen pfleget; nemlich wenn einem Verliebten seine Geliebte entrissen wird. Hier bemerkt man oft am meisten ausschweifende Gemüthsbewegungen, Verzweifelung, Melancholey. Die Geschichte von einem Comte de Comminge sind gar zu bekannt, um ihrer hier zu erwehnen. Der Grund von dergleichen Ausschweifungen ist die Vorstellung eines zukünftig zu geniessenden Vergnügens, und eine unordentliche, gemeiniglich strafbare, Liebe.

Ueber=

Uebertriebene Traurigkeiten dieser Art kommen andern, die keine Empfindungen von der Liebe haben, mit Recht läppisch vor, und ich weiß nicht, ob eine zu weit getriebene Betrübniß in andern Fällen eher zu entschuldigen ist.

Aus dem angeführten ziehe man vielmehr diese Folgen, welche die Erfahrung bestätigen:

1) Bey denenjenigen Todesfällen, wo man sich billig am mehresten betrüben sollte, pflegt die Betrübniß am geringsten zu seyn.

2) Diejenigen, welche die größte Ursache haben, sich zu betrüben, finden sich gemeiniglich am ersten.

3) Diejenigen, welche sich am heftigsten betrüben, haben dazu oft am wenigsten Ursache, oder es bleiben ihnen an der andern Seite die mehrsten Gründe übrig, sich wieder zu fassen und zu trösten.

4) Wir sollen also als vernünftige Menschen darauf bedacht seyn, nicht sowol eine bey uns rechtmäßig entstandene Traurigkeit zu nähren, als vielmehr uns dagegen aufzurichten.

Aber womit trösten wir uns am besten? Gemeiniglich werden wir bemerken, daß die triftigsten aus der Religion und der Vernunft genommenen Trostgründe auf ein betrübtes Gemüth den schwächsten Eindruck machen, und daß hingegen Vorfälle, oder Ueberlegungen, von denen man nicht glauben sollte, daß sie Trostgründe abgeben könnten, zur Ermunterung und Aufrichtung gereichen.

Ich könnte eine ganze Abhandlung schreiben, wenn alle mir bekannte Exempel von besondern Gründen, womit sich Betrübte getröstet haben, samlen wollte; Es mag genug seyn, hier ein Paar davon anzuführen, welche mir eben beyfallen.

Ein Officier ward auf einem Marsche und auf freyem Felde bey einem plötzlich aufgestiegenen Gewitter durch einen Donnerschlag vor dem Regimente getödtet. Dieser Zufall erweckte bey dem ganzen Regimente einen schreckhaften Eindruck, wie sie diesen jungen Menschen, welcher ziemlich jugendlich wild gelebet, und durch seine kurz vorher geführten Reden zu erkennen gegeben hatte, daß er nichts weniger als zu einem so plötzlichen Abschiede bereit sey, auf einmal erblaßt neben sich liegen sahen. Man verheelte der Mutter sorgfältig die plötzliche und schreckhafte Todesart des Sohnes, und schrieb ihr, er wäre an einem hitzigen Fieber gestorben. Die Mutter, welche des Sohnes Lebensart kannte, war untröstlich und konnte sich nicht fassen, bis sie nach einigen Tagen von einer treuherzigen alten Freundin besuchet ward, welche bey Anbringung ihres Trauerkompliments besonders bedaurete, daß der Sohn ein so trauriges Ende nehmen, und vom Gewitter erschlagen werden müssen. Die Mutter wachte gleichsam aus dem Schlafe auf, und fragte freudig: Was sagt sie, ist mein Sohn vom Gewitter erschlagen! sollte das wol wahr seyn? Als jene erwiederte; O ja! rief die Mutter frolockend aus: GOtt Lob und Dank! Wenn mein Sohn vom Gewitter erschlagen ist, so ist er wol selig gestorben; Denn, wenn ein Gewitter am Himmel steht, wer denkt denn nicht an unsern HErrn GOTT. Gleich als wenn zur Seligkeit nichts weiter nöthig wäre, als im letzten Augenblick einen frommen Gedanken zu GOTT zu schicken.

In dem letztern Kriege ward ein sehr geschickter und in der ganzen Armee geliebter General zugleich mit seinem Oberadjudanten, einem Vetter von ihm,

durch

durch einen unglücklichen Kanonenschuß getödtet. Eine Schwester des ersteren war über den Verlust zweener verdienter Männer, welche fast die einzigen von ihren noch übrigen nächsten Anverwanten waren, zum äussersten betrübt; nach ein paar Tagen ward sie von einer zwoten Schwester besucht, um sich gemeinschaftlich das Leid zu klagen: Sie fingen ihre Unterredungen mit der Frage an, was GOTT wol für Absichten haben könnte, ein paar Leute aus der Welt zu nehmen, die dem Vaterlande nützliche Dienste leisten könnten, und dagegen so ein paar alte Gesichter leben zu lassen, die der Welt nichts mehr nütze würden, und gar füglich abkommen könnten: Ihre Selbstprüfung gab ihnen Gelegenheit sich aufzumuntern, und ihr Herzeleid zu vergessen.

Eben die nemlichen verlohren einige Jahre nachher eine entfernte Freundin, deren Erziehung sie sich als einer Tochter angenommen hatten, und die jetzt glücklich verheyrathet war, und konnten sich gar nicht darüber fassen. Aus ihrer, eine wahre Zärtlichkeit allein zum Grunde habenden ausserordentlichen Betrübniß hätte man urtheilen sollen, daß das größte Unglück ihnen begegnet sey, da ihnen der Verlust ziemlich gleichgültig seyn können, indem ihnen nichts als eine entfernte Freundin abgieng, deren Tod keine Folgen für sie hatte.

Eine gewisse, sich durch mehrere lächerliche Gebräuche anstößig machende Sekte erlaubet gar nicht, seine Verwanten oder Freunde zu betrauren oder zu beklagen; Sie begraben vielmehr ihre Todten mit Musik und stellen öffentliche Freudenbezeigungen an, weil sie von der Seligkeit ihrer Verstorbenen versichert

seyn, und dieselben zu der größten Herrlichkeit erha- ben wissen wollen.

Es ist dies wieder übertrieben, und scheint gegen die Menschlichkeit zu seyn; Wir weichen aber bey jeder Gelegenheit nur gar zu gern von einer oder anderer Seite ab. Glücklich wären wir, wenn wir ein Mittel beobachten könnten, so, daß wir die Verstorbenen zwar beklagen, aber bedenken, daß sie wohl aufgehaben sind, daß wir ihnen sehr mit Unrecht ihre Ruhe misgönnen, und daß wir sodann uns nicht weiter dabey aufhalten müssen, was wir gewesen seyn würden, wenn sie am Leben geblieben wären, sondern unsern Plan machen, was wir nunmehro, da wir allein sind, vor eine Rolle zu spielen haben, um die Absichten der Vorsicht zu erfüllen.

Wie nun ein jedweder billig Ursach hat, seine ganze Lebenszeit über auf sein Ende zurück zu sehen, und zu bedenken, daß er sterblich ist; also handelt er dabey insbesondere vernünftig, wenn er sich allemal in der Verfassung erhält, daß seine Anverwanten und Freunde sich dermaleinst über sein Absterben zu betrüben, keine rechtmäßige Ursache finden. Dieses geschiehet

1) Wenn er seinen Lebenswandel so führet, daß die Hinterbleibenden wegen des Schicksals nach dem Tode unbesorgt seyn können.

2) Wenn er bey Zeiten dafür sorget, daß er die Seinigen nicht in kümmerlichen dürftigen Umständen hinterläßt.

3) Wenn er alle seine Sachen in guter Ordnung erhält.

4) Wenn er, da über seinen Nachlaß Unruhe und Streit entstehen könnte, frühzeitig und bey ganz ge-

gesunden Tagen durch eine vernüftige wohl überlegte Anordnung vorzubeugen suchet.

Wir bringen unsere Tage noch einmal so angenehm zu, wenn wir uns in der Verfassung erhalten, daß wir unser Lebensziel geruhig erwarten können, ohne daß wir, wenn wir auf das Vergangene zurück sehen, so lange gelebt zu haben bereuen, noch uns vor unser Ende und die Folgen fürchten dürfen.

Wir suchen nur einen Verzug im langen Leben, und bedenken nicht, daß es besser sey, kurz und nützlich gelebt zu haben. Rousseau sagt: L'Homme qui a le plus vécu, n'est pas celui qui a le plus senti la vie; Und ein anderer Poet drucket sich also aus:

La mort est-elle un mal? elle qui des tourmens
Est le remede sûr, & la fin salutaire.
Qui souhaite vivre longtems
Souhaite une longue misere.
Voici sur cet article une reflexion
Digne de l'Ecuyer du fameux Don Quichotte
La vie est ici bas une procession
Plus elle est courte, & moins nous amassons de crotte.

Theatre de Panard.

Alles kommt darauf hinaus, daß wir überall eben keine Ursache haben, ein langes Leben, so wenig für uns selbst als für unsere Freunde, ängstlich zu wünschen, und als ein besonderes Glück anzusehen. Können wir uns aber hievon erst überzeugen, so werden wir einen frühen Tod niemalen als ein grosses Unglück betrachten, und uns eher fassen.

Doch die mehresten fassen sich nur gar zu leicht, und gemeiniglich wird das Andenken der Freunde sehr bald erloschen.

Ich rechne es mit unter die Fehler unserer Zeiten, daß man gar zu wenig bedacht ist, das Andenken der Verstorbenen zu erhalten, und wir werden dadurch künftig manchesmal in Verlegenheit gesetzt werden, wenn es auf einen Beweis der Genealogien, der Ahnen oder der Wapen ankommt.

Vor diesem wurden grosse Leichenbegängnisse angestellet, Personalien gedruckt, Denkmähler und Epitaphia aufgerichtet; Man mahlte an Schränken, Thüren und Kisten die Wapen und Namen, woher man Beweise nehmen kann. Woher sollen aber diese künftig erfolgen, da jetzt alles dieses aus der Mode ist?

Ich erinnere mich, mehrmalen das Urtheil gehöret zu haben, daß es für unsere Zeiten ein grosses Glück sey, daß die sonst gewöhnlichen grossen Zusammenkünfte in den Familien bey Leichenbegängnissen, Kindtaufen und Hochzeiten aufgehöret hätten; Es gereichten aber solche zu mehrerer Einigkeit unter den Verwandten; man lernte sich besser kennen; bey solcher Gelegenheit wurden manche Zwistigkeiten abgethan; das Geld blieb im Lande und gereichte zur Aufnahme des Landes.

Jetzt verfallen wir auf andere Arten der Verschwendung, welche mehr lästig sind, und das Geld zum Lande hinaus schicken: Wir machen prächtige Särge, womit wir die Todten in aller Stille in die Erde scharren, und wer nach hundert Jahren einen Beweis von Groß- oder Elter-Vater her nöthig hat, wird kaum, daß diese existiret haben, wenigstens nicht, wenn und wie sie gestorben sind, zeigen können.

Ein grosses Gepränge, welches dem Todten zu Ehren angestellet wird, ist freylich thöricht; Panard sagt mit Recht:

Quel

Quel bien procure au mourant ce grand bruit qu'on achète.
Tout ce tintamare éloquant
Que l'on fait ordinairement;
Lorsqu'en son dernier gite un Fosseur le jette?
Qu'on donne aux défunts quelque son
Je le veux bien, j'y vois quelque raison:
Mais secouer cloche & sonnette;
Faire un jour tout entier din dan don, din dan don.
A quoi ce tapage est il bon?
Convient il d'étourdir ainsi tout un canton
Et de mettre en terre une squelette
A double & triple carillon?

Ich behaupte aber, daß es besser wäre, wenn wir mehr Nachrichten von den Verstorbenen und ihrem Lebenslauf bekannt machten, und ihr Gedächtniß daher erhielten. Ich werde derowegen hier kurze Erwehnung thun von einigen Freunden, die seit wenig Jahren bald hinter einander verlohren habe, deren Andenken billig verewiget werden sollte, und von denen ich sagen kann:

Semper eris mecum; memorique hærebis in ore.
Ovid.

Den ersten Verlust erlitte ich am 9ten May 1750 an einem Freunde, dessen Asche ich noch in der Erde als einen Vater verehre, da er sich meiner von Kindheit an treuer als ein Vater annahm, und mich auf die liebreichste Art anführte und unterrichtete, so daß ich ihm allein alles, was ich weiß und bin, zu danken habe.

Er war von Jugend auf lebhaft und aufgemuntert, zugleich aber von einem so gesetzten Wesen, der-
gleichen

gleichen ich bey wenigen jungen Leuten bemerket habe. Er nahm an allen jugendlichen Vergnügen Antheil, blieb aber allemal in gewissen Schranken. Mit jungen Leuten war sein Umgang lebhaft und munter, und mit ernsthaften zeigte er ein gesetztes geschäftiges Gemüth. Dadurch und durch sein ernsthaftes Wesen, erwarb er sich bey einem jeden Liebe, Zutrauen und Achtung. Wenige werden sich rühmen können, eine so allgemeine Liebe sich erworben und unterhalten zu haben.

Er hatte auch kaum seine Universitäts-Jahre vollendet, als er sofort eine Bedienung erhielte. Nachdem er zu verschiedenen andern Geschäften gebraucht, und weiter befördert war, gieng er im zwey und dreyssigsten Jahre nach Wien als Gesandter; mit dem vier und dreyßigsten ward er als Minister zurück berufen, und ein jeder der ihn recht kannte, muß bedauren, daß dem Vaterlande ein Mann von so vieler Aufrichtigkeit und Einsicht so früh und im vier und vierzigsten Jahre seines Alters entrissen worden.

Unter vielen andern vorzüglichen Eigenschaften habe vornemlich bey ihm eine gewisse Fertigkeit bewundert, sich von allen und jeden Geschäften, wenn sie ihm auch gleich auf die dunkelste Art vorgetragen wurden, einen deutlichen Begriff zu machen; die Hauptpunkte, worauf alles ankam, heraus zu suchen; einen zutreffenden Entschluß zu nehmen, und zugleich die Gründe, worauf sich sein Entschluß fussete, kurz, deutlich, nachdrücklich und überzeugend zu fassen; mithin die ihn um Rath fragende hinlänglich zu unterrichten, was sie zu thun oder zu lassen hätten.

Eine andere lobenswürdige Eigenschaft besaß er, daß er gar zu gerne seinen Freunden dienen mogte;

Er

Er hatte kein grösseres Vergnügen, als wenn er etwas aussinnen konnte, um Freunden eine unvermuthete Freude zu machen, oder in ihrem Anliegen hülfreiche Hand zu leisten, sollte es auch mit seiner größten Beschwerde geschehen.

Noch eine ihm fast allein eigene Eigenschaft, welche nachzuahmen ich mehrmalen vergebens bemühet gewesen bin, war seine Kunst Hauszuhalten. Schon als ein junger Mensch machte er den genauesten Ueberschlag, was er jährlich einzunehmen hatte, und wie viel er also monatlich ausgeben konnte; Er richtete darnach alle Ausgaben ein, daß er erst das nothwendige bestritte, zu seinem Vergnügen oder behuf des entbehrlichen aber nichts anwandte, bevor er nicht versichert war, daß ihm dazu etwas übrig blieb; Keinen Heller wandte er anders als nutzbar an; Nirgends ließ er es an etwas fehlen, und seine wenige Einnahme wußte er so klug zu vertheilen, und davon so guten Gebrauch zu machen, daß er auf eine seinem Stande gemässe Art groß und gewissermaassen prächtig lebte, und nicht allein auskam, sondern jährlich noch etwas übrig behielte; da das Publicum ihn für einen Verschwender hielte, der jährlich Schulden machen müßte.

In allen seinen Handlungen gieng er gerade aus, und konnte nichts weniger als Umwege leiden. Nie ließ er jemanden mit einer zweifelhaften Antwort von sich; Er sagte deutlich, ob, oder wie, und in wie weit er helfen könne oder nicht; Man hörte daher von ihm lieber eine trockne abschlägige Antwort, als wenn er mit gezwungenen höflichen Worten eine ungewisse zweifelhafte Hoffnung gegeben hätte.

In

In den kitzlichsten Staatsgeschäften war er gemeiniglich glücklich, den besten Weg einzuschlagen, und die Folgen, wie sie kamen, voraus zu sehen; selbst die mislichsten Fälle konnten ihn nicht lange in Verlegenheit lassen, ohne sich zu einem gewissen Entschluß zu bestimmen; Ich habe vielmehr mehrmalen Gelegenheit gehabt, zu bewundern, daß sein Geist in solchen Fällen am allermuntersten war.

Dem Ansehen nach schien er die allergesundeste Leibes-Constitution zu haben; man hätte ihm ein langes Leben zutrauen sollen, da er von Jugend an nie von einer Krankheit etwas wußte. Sein Körper aber erhielt einen innerlichen Fehler, es setzte sich zum Geschwür, und er mußte viele Monate lang elend daran leiden; Er sahe sich allgemählig selber sterben, und behielte bis an sein Ende seinen grossen Geist.

Wie er in allen Handlungen das Ende vor Augen hatte, und sich von Anfang der Krankheit an, den Tod als möglich vorstellte, so hatte er auch alle seine Sachen in Ordnung gebracht, und es war ihm dieses um so leichter, da er jederzeit der ordentlichste Mann war, und keine Unordnung ausstehen konnte: Ein jedes Papier lag an seinem Orte; er hatte, wie es nach seinem Tode gehalten werden sollte, verordnet, und fertigte, ohnerachtet der grausamsten Schmerzen, welche er ausstand, noch alle Geschäfte bis an die letztern Tage vor seinem Ende aus.

Sein Verlust war mir um so schmerzhafter, da es der erste und einzige traurige Vorfall war, den ich bis dahin in meinem Leben gehabt hatte: Doch rührte der Tod selber mich nicht so sehr, als ein anderer kurz vorhergehender Auftritt, der mich zu jenem Verlust zubereitete. Ich ward nemlich von den Aerzten abgesandt,

gesandt, der Gemahlin anzubringen, daß nunmehro alle Hoffnung vorbey sey, und das Ende bald erfolgen würde. Ehe ich Gelegenheit hatte, es zu sagen, äuserte sie sich, daß es recht wäre, als wenn sie in den Himmel erhoben würde, und von neuem anfinge zu leben, wenn sie sich nur die mindeste Hoffnung machen könnte, daß der Mann besser werden mögte. Ich machte meine Anmerkung, wie beruhigend es für uns ist, daß wir das uns nahe bevorstehende Schicksal nicht voraus wissen, und uns noch das beste vorstellen und hoffen können, wo keine Hoffnung übrig ist; ich fand also besser, ihr die wenigen übrigen Stunden noch die geringe Hoffnung zu lassen.

Durch den noch den nemlichen Abend erfolgenden Tod ward eine der allerglücklichsten und vergnügtesten Ehen getrennet, und die nunmehrige Witwe war bey ihrem sonst gesetzten Wesen darüber um so mehr untröstbar, als sie eben in der Zeit ihre Niederkunft erwartete. Ihr größter Trost war, daß sie bey sich eine schwache Brust und den Ansatz zur Schwindsucht bemerkte, also hoffen könnte, sich bald einander wieder zu sehen. Sie ward zwar glücklich entbunden, ihr Körper nahm aber allmählig ab, und sie starb sechs Jahr nachher am 7ten May 1756. Sie war eine der würdigsten Frauen, welche ich gekannt habe, von vielem Verstande, grossem Geiste und besonderer Geschicklichkeit; unfähig, den geringsten Menschen zu beleidigen; stets geflissen, andern zu dienen und sich gefällig zu machen; eine Feindin aller Eitelkeit und Verschwendung.

Eine doppelte Verwandtschaft und eine genaue Freundschaft verband uns zusammen; der Abschied mußte also höchst schmerzhaft seyn. Es blieb mir

nun nichts übrig, als die den beyden Verstorbenen schuldige Hochachtung und Dankbarkeit, auch nach ihrem Tode durch eine übernommene Vorsorge derer vier hinterbliebenen nunmehr verwaiseten Kinder an den Tag zu legen, welche alle Hoffnung von sich geben, daß sie in die Fußstapfen so würdiger Eltern treten werden, deren Segen auf ihnen ruhen muß.

Drey Jahre nachher mußte ich das Absterben der treuesten Mutter erleben. Ein Verlust, der mich um so mehr rührte, weil vornemlich eine gar zu grosse Zärtlichkeit gegen mich ihr Ende beschleunigte. Sie sahe in den damaligen Kriegeszeiten die Güter mehrmalen den Anfällen des Feindes ausgesetzt, und meine eigene Person in Gefahr. Die dadurch bey ihr beständig unterhaltenen Unruhen und Sorgen matteten den ohnehin schwächlichen Körper ab, daß er in eine Auszehrung verfiel.

Sie war eine ungeheuchelte Christin; die beste Wirthin; eine gute Haushälterin; eine liebreiche Freundin. Bey mir hat sie mehr als mütterlich gehandelt, indem sie in jungen Jahren Witwe ward. Ihr noch mehr angenehmes und liebreiches als schönes Wesen hatte mehrere gereizet, sie anderweitig zu begehren. Aus blosser Liebe für mich zog sie aber vor, eine mühsame Vormundschaft und die Verwaltung weitläuftiger Güter fortzuführen, und in der Stille und größten Einsamkeit auf dem Lande zu leben, als sich auf eine andere weit glücklichere Art zu verändern. GOtt hat auch ihr ganzes Unternehmen gesegnet; und sie erwarb sich bey allen Bekannten eine allgemeine Hochachtung.

Sie starb am 4ten Merz 1759 im vier und sechszigsten Jahre ihres Alters, mir und allen Freunden

noch

noch zu früh; indessen hatte ich alle Ursache, der Vorsicht zu danken, die sie mir zum Besten so lange Jahre erhalten hatte.

Nicht lange darauf drohete mir eine Gefahr, deren Erinnerung noch allemal die schröckhaftesten Bilder bey mir veranlaßt, und an welche ich ohne Zittern nie gedenken kann.

Ich sahe mich nemlich auf die glücklichste Art seit siebenzehn Jahren verheyrathet, und genoß in dem liebreichen Umgange mit der besten Ehegattin ein Vergnügen, welches sich wol empfinden, aber nicht beschreiben lässet. Sollte ich ihr Lob machen, so weiß ich nicht, ob ich den Anfang machen sollte von ihrer Frömmigkeit und Gottesfurcht, worin sie allen zum Muster dienen kann.

Oder von ihrer Häuslichkeit; da sie eine genaue Aufsicht, eine strenge Ordnung, eine mäßige Sparsamkeit, eine gehörige Beobachtung des Nothwendigen, so geschickt zu verbinden weiß, daß es an dem Nöthigen niemals fehlet, daß alles Ueberflüßige vermieden, und mithin ein ziemlich groß anscheinender Aufwand mit mäßigen und kaum merklichen Kosten zu eines jeden Zufriedenheit bestritten wird.

Oder von ihrem liebreichen Umgange, da sie einen jeden, sie lieb zu haben und ihr gewogen zu seyn, zu zwingen, und, nach einer nunmehro fünf und zwanzig jährigen Ehe, gleichwol mit eben den Reitzungen noch eben die vollkommene Liebe und Zutrauen, wie am Anfange zu unterhalten weiß, ohne im mindesten in dasjenige zu verfallen, was wir Deutschen, wenigstens dem Namen nach nicht kennen, ein Franzose aber Coqueterie nennet.

Oder von ihrem gesetzten Wesen und gefaßtem Muthe; da sie sich in den bedenklichsten Vorfällen gleich zu finden, und eine Parthey zu nehmen im Stande ist; alle Bedienten auch mit den freundlichsten Minen und Worten besser in Ordnung erhält, und mehr Furcht bey ihnen hat, als andere Herrschaften mit der größten Strenge; Vornemlich aber in den gefährlichsten Kriegeszeiten, Freunde und Feinde sich gleich bald verpflichtet machte, und als eine wahre treue Gehülfin in meiner öftern Abwesenheit alle Geschäfte unermüdet besorgete.

Oder von der Treue, womit sie sich der Kinder annimmt, worin es ihr schwerlich eine Mutter gleich, und gewiß keine zuvor thun wird. Da sie solche stets um sich hat, und nicht allein für ihre Erziehung, sondern auch für ihren Unterricht, ja selbst für ihre Wartung und Verpflegung, sonderlich in ihrer zarten Jugend, so lange sie ihres Beystandes vornemlich nöthig hatten, Tag und Nacht Sorge nahm, und sich gegen die Kinder nicht blos als Mutter, sondern als eine wahre Freundin erzeiget.

Da sie noch am Leben ist, so muß sie zu beleidigen befürchten, wenn ein mehrers zu ihrem Ruhme sagen, ein ausführliches Bild von ihr machen, und alle von ihr mir bekannte vorzügliche Eigenschaften erzählen wollte. An der andern Seite darf niemand befürchten, daß in meiner Beschreibung etwas übertriebenes enthalten sey; so wie man in den Lebensbeschreibungen der Verstorbenen dieselben gemeiniglich abzuschildern pfleget, nicht, wie sie gewesen sind, sondern wie sie hätten seyn können und sollen.

Ich kann mich auf das Zeugniß aller derer, die sie kennen, berufen, ob sie nicht alle diese Eigenschaften in noch höhern Grade besitze. Bey

Bey dieser Ehegattin nun, die mein einziges Glück ausmachte, entdeckten sich plötzlich, und ohne daß vorher die mindeste Gefahr vermuthet worden, solche Zufälle, welche ein nahes und unvermeidliches Ende anzuzeigen schienen.

Welch ein fürchterlicher Anblick für mich, in ihren holdseligen Blicken gewisse Züge zu bemerken, welche ihre Zärtlichkeit gegen Mann und Kinder, und eine Furcht von solchen zu scheiden anzeigten, da sie die Nothwendigkeit ihrer Erhaltung für beyde erkennen mußte. Wie schröcklich kam mir die alle Augenblick bevorstehende Trennung vor, wodurch ich auf einmal aus den glücklichsten Umständen in die größte Verlegenheit gestürzet worden wäre.

Am traurigsten machten mich die in ihrer Unschuld gelassen umher gehende, in ihrer Gemüthsruhe ungestöhrt bleibende unmündige Kinder, welche noch zu schwach und zu jung waren, um die uns drohende Gefahr und den mich nagenden Schmerz einzusehen.

Drey Tage wurden in diesen ängstlichen Sorgen hingebracht, da zwar einige Fünklein der Hoffnung nach gerade zu glimmen anfingen, die Hauptgefahr aber noch nicht aufhörte. Die Vorsicht waltete endlich über mich, und fristete dieser theuren Ehegattin das Leben, dessen fernere Erhaltung bis in die spätesten Zeiten ich nun zu meiner und der Meinigen Wohlfahrt und Segen nicht inbrünstig genug von dem Allerhöchsten erbitten kann.

Ich komme nun auf den Verlust eines andern Freundes. Dieser war von Jugend auf als ein einziger Sohn die Freude seiner würdigen Eltern; Er ließ von den zartesten Jahren an gleich die stärkste Hoffnung von sich blicken; Sein ganzes Wesen war

von der Kindheit an schon gesetzt, und er schien von der Vorsicht gleichsam bestimmet, dereinst ein Werkzeug zum Besten und zur Regierung des Vaterlandes abzugeben.

Die Eltern hatten also billig nichts angelegentlicher, als ihn zum künftigen Dienst tüchtig und geschickt zu machen; Sie thaten solches um so leichter, als eines Theils die Vorsicht sie mit den dazu erforderlichen zeitlichen Mitteln reichlich versehen hatte; andern Theils eine rechte Freude für sie war, dem Sohne etwas lernen zu lassen, da er alles auf die leichteste Art faßte, und stets die größte Begierde zeigte, mehr zu wissen und zu lernen.

Nach zurück gelegten Universitätsjahren gab die bevorstehende Vermählung unsers jetzt regierenden Königs Majestät ihm Gelegenheit, die erste Reise nach England vorzunehmen.

Die Eltern freueten sich, ihn nach verschiedenen Monaten gesund zurück kommen zu sehen, und noch mehrere Freude wurde erwecket, als ihm bald darauf an dem nemlichen Orte eine ansehnliche Bedienung aufgetragen ward, so daß sie künftig täglich des Vergnügens von seinem Umgange geniessen könnten: Sie opferten aber billig dies Vergnügen der Begierde des Sohnes auf, sich vollkommener zu machen. Denn bald nachher ward die Wahl eines römischen Königes in Frankfurt angesetzt: Eine so seltene und hoffentlich in langen Jahren nicht wieder zu erlebende Gelegenheit, wo ein junger Deutscher am mehrsten sehen und lernen, auch sich die deutsche Verfassung am besten bekannt machen, mithin einen grossen Theil der deutschen Höfe kennen lernen kann.

Es würde eine Grausamkeit für die Eltern gewesen seyn, ihren Hoffnungsvollen Sohn hier zurück zu halten; Sie munterten ihn also selber auf, daß er nicht allein dieser Feyerlichkeit beywohnen, sondern auch von da ab die vornehmsten deutschen Höfe besuchen, und die in Frankfurt gemachte Bekanntschaften erneuern und erweitern sollte.

Sein Weg führte ihn bey dieser Gelegenheit, nachdem er die Höfe am Rhein und in Schwaben gesehen hatte, durch die Schweitz nach Wien; hier erweckten die vielen angenehmen Erzählungen, welche er von Italien hörte, die schon in der Schweitz an den Gränzen dieses Landes bey ihm aufgestandene Begierde von neuen, dieses schöne Land zu sehen, welches für einen Reisenden, sonderlich wenn er ein Kenner und Liebhaber der Alterthümer und der Historie ist, vorzügliche Annehmlichkeiten und Reitzungen hat.

Er, der in seinem Leben nichts begehren können, was den Eltern unangenehm seyn mögen, hatte auch hier kaum das Herz, jenen seine Absicht verblümt zu erkennen zu geben, weil ihm nicht unbewußt war, wie sehr sie auf seine baldige Zurückkunft rechneten, und daß ihnen beydes gleiche Mühe machen würde, ihm seine Bitte abzuschlagen oder zu gewähren.

Die Eltern erriethen indessen seine Absicht; andere Freunde führten ihnen zu Gemüthe, wie hart es seyn würde, den Sohn, der so nahe bey Italien wäre, von einer Reise dahin zurück zu halten, die für ihn noch mehr nützlich als angenehm wäre.

Man kannte sein gesetztes Wesen, und daß bey solchem abseiten derer sonst in diesem Lande so gewöhnlichen Ausschweifungen nichts zu befürchten wäre; Es war ihm ohnehin schon erlaubt, den Rückweg von

Wien durch Frankreich zu nehmen, es kam also nur auf wenige Monate mehr an, um bey dieser Gelegenheit auch die vornehmsten Oerter und Gegenden von Italien zu sehen. Man erkundigte sich vorher auf das genaueste, ob und wie er diese Reise ohne Gefahr anstellen könne, zumalen die Zeitungen nicht lange vorher von einer in Neapolis gewesenen ansteckenden Seuche gemeldet hatten; Und endlich nach aller möglichen angewandten Vorsicht verstattete man ihm, die Reise fortzusetzen.

So wenig er sich dazu Hoffnung machen können, desto erfreulicher war ihm die Nachricht. Er hielte diese Erlaubniß für das größte ihm auf der Reise begegnete Glück, und dachte an nichts weniger, als daß er einem plötzlichen Ende entgegen reisen sollte; so wenig wie seine Eltern sich vorstellen konnten, daß diese Erlaubniß, welche die Rückkunft des Sohns nur auf einige Monate weiter hinaussetzen sollte, sie auf beständig des Vergnügens, ihn wieder zu sehen, berauben würde, und dies war doch der traurige Erfolg.

Unser Reisende hatte beynahe die ihm zum Aufenthalt in Italien verstattete Zeit vollendet; war bereits über Rom bis nach Neapolis, und von da zurück nach Rom gekommen, und wollte, um nichts zu versäumen, noch mal eilig nach Venedig reisen, um denen daselbst in dieser Jahrszeit gewöhnlichen Feyerlichkeiten beyzuwohnen, und sodann die Reise durch die Lombardie über Genua und Turin nach Frankreich fortzusetzen. Er fuhr also am 24ten May 1765 gegen Abend von Rom ab, und hatte schon drey Posten zurück geleget, als auf der vierten nicht weit von Castelnuovo der Postillon von dem drecklich werdenden

den niedrigen Nebenwege auf den etwas erhöheten Steinweg beugen will, und da das eine von der nur mit zwey hohen Rädern versehenen italiänischen Post-chaise gar zu hoch zu stehen kommt, und der Postillon zugleich die Pferde mit Gewalt auf den Steinweg zwingen will, thun diese einen Ruck, welcher der hinten schwer und hoch bepackten Chaise einen solchen Schwung giebt, daß sie davon umstürzt, und den Herrn sowol als dessen neben ihn gesessenen Kammerdiener, welcher vielleicht der Gefahr ausweichen, und ausspringen wollen, bedecket.

Ein zweyter hinten aufgesessener Bedienter wird auf einige Schritt weit von dem Schwunge des Wagens weggesprenget; Er rafft sich so geschwind, als möglich, auf, und hat nichts so angelegentlich als das Schicksal seines Herrn zu erforschen: Aber wie bestürzt wird er nicht, wie er solchen unter dem Wagen gepreßt entdecket! Er schreyet um des Postillons Hülfe; die Angst verdoppelt ihre Kräfte; sie heben den schwer bepackten Wagen noch so weit, um den Körper des Herrn heraus ziehen zu können; der Bediente aber höret kaum noch einen Seufzer von ihm, und siehet ihn so in seinen Armen vollends erstarren. Den Kammerdiener aber ziehet man erst lange nachher unter der Last ganz gequetscht hervor.

Kann man sich bey dieser Gelegenheit wol etwas fürchterlicher vorstellen, als das Bild dieses erschrokkenen, verlassenen, den todten Herrn im Armen habenden, von seinem Schicksal ungewissen, alle traurige Folgen unter den fürchterlichsten Bildern sich vorstellenden Bedienten, bey welchem jetzt ein trauriger

Auftritt nach dem andern folget. In der größten Verlegenheit, was in der Noth anzufangen sey, freuet er sich endlich einen nach Castelnuovo zurück reitenden ledigen Postillon ankommen zu sehen; statt aber an solchem eine Hülfe zu erlangen, bildet er sich ein, aus der Sprache der beyden Postillons zu verstehen, daß sie sich wol gar berathschlagen mögten, die Kuffers zu eröfnen, das Beste heraus zu nehmen, und sich alsdenn davon zu machen; Er zweifelt nicht, daß sie, um dieses sicherer auszuführen, ihn mit umbringen würden. Die Furcht lehret ihn, sich in einer fremden Sprache auszudrucken; er bemühet sich, ihnen verständlich zu machen, daß sein Herr in Rom mit den Vornehmsten bekannt gewesen, und nennet deren Namen, insonderheit den Cardinal Albani: wodurch sie denn bewogen werden, ihn zu verschonen, und nach Castelnuovo den Vorfall zu melden. Es kommen Leute daher herzu. Er bittet, ihn mit den todten Körpern zurück zu fahren. Sie weigern sich, ohne Vorwissen der Obrigkeit Hand an zu legen, und statt ihm Hülfe zu leisten, spannet der ihn fahrende Postillon aus, und jäget davon. Die Uebrigen kehren gleichfalls nach Castelnuovo zurück, und überlassen ihn auf einer offenen freyen Heerstrasse nebst zween todten Körpern und einer kostbaren Equipage seinem Schicksal, in einem fremden ohnehin wegen der Unsicherheit berüchtigten Lande, wo er nichts als den Tod vor Augen sahe, indem er befürchten mußte, daß entweder neue Banditen darauf zukommen, oder von denen Fortgegangenen einer oder anderer zurück kehren, und jetzt den Vorsatz ausüben mögte, an dessen Vollstreckung die Vorsicht sie noch bis dahin gehindert hatte.

Es blieb ihm nunmehro kaum Hoffnung zu dem einzigen traurigen Trost übrig, daß er noch entrinnen würde, um denen zärtlichen Eltern die wahren Umstände eines so ausserordentlichen, und in der Geschichte seines Gleichen wol nicht findenden Falls zu erzählen.

Endlich ward des Morgens seine Angst etwas vermindert, da ein paar Gerichtsbediente von Morlano herzu kamen, um die Umstände an Ort und Stelle, auch was sich im Wagen gefunden, aufzuzeichnen. Hier bediente er sich der Gelegenheit, Dinte und Feder zu erhalten, schrieb einen Zettel an Mylord Montstuart, dem Sohne des berühmten englischen Mylord Bute, mit welchem der Verstorbene in Neapolis genaue Freundschaft gemacht hatte, gab demselben mit einer Estafette von seiner Verlegenheit Nachricht, und flehete dessen Hülfe an.

Er erhielte auch von denen Gerichtsbedienten, daß die todten Körper in dem Wagen nebst allen Sachen nach Morluppo gebracht wurden. Wie er sich aber kaum in einiger Sicherheit glaubte, merkte er bald Bewegungen, daß man alle Kuffers aufmachen und nachsehen wollte, und so würde vieles Preis gegeben seyn. Dies wäre nun wol der geringste Verlust gewesen; der getreue Bediente erstreckte jedennoch seine Vorsorge so weit, daß auch dieses verhütet ward; bis auf Veranlassen jenes Mylords gegen Abend die von dem Gouvernement aus Rom abgeordnete Gerichtspersonen ankamen, welche zuforderst an Ort und Stelle alles noch weiter untersuchten, den todten Bedienten in der Nachbarschaft begraben

liessen, und hiernächst den Körper des Herrn nebst allen Sachen nach Rom transportirten.

Wie man einen wahren Freund nicht besser als in traurigen Vorfällen prüfen und erkennen kann, also zeigte auch hier jener edle Engländer, der Mylord Montstuart die Aufrichtigkeit seiner Freundschaft, und sorgte auf alle Weise für den Verblichenen und dessen Beerdigung; der Kardinal Albani, welchem derselbe besonders empfohlen gewesen war, hatte nunmehro gleichfalls Gelegenheit zu zeigen, wie sehr ihn der Verstorbene in seinem Leben gewonnen hatte. Man kann dessen grosse Vorsorge, welche er auch für des Verstorbenen Nachlaß genommen hat, nicht genug loben, und die Mühe, welche sich der Abt Jordani, ein Beschützer der Fremden, gegeben hat, verdienet gleichfalls öffentlich gerühmet zu werden.

Durch dieser dreyer Herren Vorsorge ward der entseelte Körper an demjenigen Orte in Rom, wo vornemlich die daselbst sterbende Engländer und andere Fremde von Stande ihre Ruhe zu finden pflegen, nicht weit von dem Grabmahle des Consuls Cestius, mit allem Gepränge, so weit es der dortige Religionseifer verstattet, beygesetzet.

Zum Angedenken eines so traurigen als merkwürdigen Vorfalles und Verlustes eines geschätzten Freundes hat Mylord Montstuart ein Denkmahl von Marmor auf seine Kosten aufrichten lassen wollen, mit folgender Aufschrift; Die Religion hat aber einen Aufschub veranlasset, daß man bis dahin wegen eines Plazes dazu noch nicht überein kommen können.

D. O. M.

MEMORIAE

Georgii Baronis de Werpup.

Inter Hannoveranos Nobilissimo loco nati,
Ingenii cultura, Morum suauitate insignis,
Variis muneribus domi forisque egregie functi,
Probatæ virtutis optimæ Spei Juuenis.
Qui Venetias via Haminia tendens
Miserrimo casu VIII ab urbe lapide
de Curru præceps
Graui omnium dolore
Anno Domini M.D.C.C.LXV. Die Maj. XXIV.
Intempestiua morte eripitur.
Joh. Vicecomes de Montstuart, Amicus
moerens posuit.

❊ ❊ ❊

Aber was für Empfindungen erweckte dieser Todesfall bey den Eltern? Dies war einer der traurigsten Auftritte, die man jemals sehen kann.

Sie waren gewohnt, posttäglich angenehme und erfreuliche den Sohn betreffende Nachrichten zu erhalten, welche theils von ihm selber geschrieben waren, und die alsdenn die genauesten Beschreibungen, von dem was er gesehen und bemerkt hatte, in einer angenehmen und lebhaften Schreibart enthielten; theils liefen von andern Berichte und Lobsprüche ein, wie sehr der Reisende an jedem Orte gefallen und sich beliebt gemacht hatte, wie nützlich er seine Zeit anwende, und was man Gutes von ihm zu hoffen hätte.

Die Vorsicht hatte anbey die Eltern mit vorzüglichem Glück in allen zeitlichen Umständen gesegnet;

Sie kannten kaum, was ein Unfall oder Verdruß sey, dem Namen nach; hatten also zu viel Ursache, der göttlichen Obhut zu vertrauen, als daß sie nur möglich glauben konnten, daß sie auf die allerherbeste Art würden heimgesucht werden.

Sie fingen an die Monate zu zählen, wenn der Sohn, den sie jetzt auf der Rückkehr wußten, zu Hause eintreffen würde.

Sie freueten sich, in einer angenehmen Erzählung die Wiederholung oder auch die oft vorbehaltene weitere Ausführung der überschriebenen schriftlichen Berichte mündlich von ihm zu hören.

Sie sahen ihn voraus mit sich an einem Orte eingerichtet, und schmeckten bereits das Vergnügen, welches sie in einem genauen Umgange mit ihm täglich empfinden würden, da er in ihren zunehmenden Jahren ihr Trost, ihr Beystand, ihre Stütze, ihre Aufmunterung, und ihre Erquickung seyn sollte.

Sie hoffeten, daß er als ein einziger Sohn bald bedacht seyn würde, sich zu verheyrathen, und ein altes Geschlecht, welches auf ihn beruhete, fortzupflanzen.

Seine vorzügliche Geschicklichkeit und Wissenschaften schienen ihm zu weitern Ehrenstellen ein Recht zu geben.

Unter allen diesen schönen Bildern und Hoffnungen kam eine neue Post an; Man freuete sich auf die seit ein paar Posttagen zurück gebliebenen Briefe; Denn das Schicksal hat nicht mal gewollt, daß die Eltern die letztern von dem Verblichenen überschickten, und erst zween Posttage nachher eingelaufenen Schreiben vor seinem Tode erhalten sollten, und schien sie gleichsam vorzubereiten, von diesem geliebten Sohn nichts weiter zu hören. Es hieß auch dasmal, daß keine Briefe gekom-

gekommen wären, bis des andern Tages ein Freund ihnen die schröckhafte Post anbringen mußte: Euer einziger geliebter Hoffnungsvoller Sohn, das Muster junger Leute, unser bester Freund, ist nicht mehr; Er ist todt; Er hat ein plötzliches Ende genommen.

Niemand kann sich hier das im ganzen Hause ausgebreitete Schröcken vorstellen. Ein jeder war bemühet, die auf das tiefste gebeugte Eltern zu trösten. Es war aber dieses um so viel schwerer, da sie in dem besten Wohlstande lebten, und kaum Fälle kannten, wo ein Trost nöthig war. Hier blieb auch kein Grund zum Troste übrig; Es kam hier auf den Verlust eines einzigen wohlgerathenen Sohnes an, den letzten eines alten Geschlechts, dem der Vater in der innigsten Wehmuth des Herzens das Zeugniß geben mußte, daß eben sein Tod das erste und einzige Herzeleid sey, den er ihm in seinem ganzen Leben veranlasset habe.

Der Fall war gar zu plötzlich, hart und unerwartet; der Verlust war auf keinerley Weise herzustellen; der Schmerz war noch zu neu, daß die Vorstellung Eingang finden konnte, womit ein grosser Geistlicher bey einem ähnlichen Falle Durchlauchtige Eltern aufzurichten suchte, daß, wann die Natur bey dem Verluste eines solchen Sohnes leide, doch eben ein so grosser Trost bleibe, einen solchen Sohn gehabt zu haben. Ein Trost, den auch der frühe Tod, wenn wir ihn recht ansehen, nicht mindern kann. Es ist im Grunde eine Schwachheit von den Eltern, daß, wenn sie Kinder sehen, die von ihnen hersprossen, sie sich einbilden, daß diese sie überleben müssen, und daß sie ihren frühzeitigen Tod als ein sie betreffendes hartes Schicksal ansehen. Denn, damit ich mich noch ferner der Worte des eben angeführten Lehrers bedie-

ne, daß wir der Welt unsers Gleichen zurück lassen, die die Früchte der Erde nach uns aufzehren, dies haben wir mit den Thieren gemein; der Menschen Pflicht ist, vernünftige, tugenhafte Bürger und Mitglieder der Republick zu erziehen; Wir Menschen können die Dauer unserer eigenen Jahre nicht bestimmen, noch weniger die von unsern Kindern.

Wir müssen so leben, daß wir uns vor unser Ende nie fürchten, die Folgen geruhig erwarten, und so lange gelebet zu haben nicht bereuen dürfen, und wenn unsre Kinder in dieser Verfassung sterben, so muß es uns billig gleichgültig seyn, ob dieses früh oder spät geschiehet. Wenige, aber gut und mit Klugheit, Wohlthätigkeit und Unschuld zugebrachte Jahre machen das rechte Leben eines Christen, und nicht bloß eine lange leere Reihe unthätiger, oder gar übel zugebrachter Jahre.

Nunmehro nach dem ersten überwundenen Schmerzen ist beruhigend genug für die Eltern, einen Sohn gehabt zu haben, den alle Welt bedauret, den ein jeder des besten Glücks, mithin auch der ewigen Vollkommenheit würdig schätzte; der seine ganze Lebenszeit wohlthätig und nützlich angewandt hatte. Der sich niemalen durch die sonst leyder nur gar zu gewöhnlichen jugendlichen Ausschweifungen hinreissen lassen; der also in der besten Verfassung gestorben war. GOTT hat aber eben, da er in dieser guten Verfassung war, und ehe sein edles Herz etwa verdorben würde, mit ihm hinweg geeilet; Geziemet es also nunmehro noch wol rechtschaffene Eltern, ihrem geliebten Sohne sein Glück, seine Ruhe, und seinen vollkommenern Stand zu misgönnen, weil sie für ietzo keine Augenzeugen davon sind; und über die ver-

borgenen

borgenen Wege der göttlichen Vorsehung darum zu murren, weil solche ihrem Plane nicht gemäß ausgefallen, und von ihnen nicht voraus gesehen worden sind?

Können wir Menschen uns nicht schwer versündigen, wenn wir nach unsrer schwachen Einsicht Eingriffe in die weisen Rathschlüsse des Allerhöchsten wagen wollen, und was erlangen wir dadurch?

Jene hatten ihren Sohn lieb, GOTT hatte ihn noch lieber; Sind ihre Umstände durch dessen Verlust wol im mindesten verschlimmert? Sie werden mir selber das Gegentheil eingestehen müssen, und daß sie jetzo noch eben so glücklich, und mit weit mehrerer Gemüthsruhe leben können, als wenn sie ihren Sohn noch im Leben, und in der grossen Welt unter allerley Gefahren wüßten. Was für Ursache haben sie also wol, sich mit steten Sorgen fort zu quälen; durch Gram und Kummer ihre Gesundheit zu schwächen, und die Kräfte des Körpers und Gemüthes abzumatten. Die Vorsicht scheinet in der Erbfolge von ihrem Vermögen eine Aenderung beschlossen zu haben, warum folgen sie also nicht dem Winke des Höchsten, und suchen nunmehro, so lange sie leben, von denen ansehnlichen Mitteln, worüber ihnen die Vorsicht die Verwaltung anvertrauet hat, den besten Gebrauch zu machen; da derjenige, dem sie nach ihrem Tode die fernere Anwendung überlassen wollten, nicht mehr da ist. Indem sie nunmehro bey ihrem Leben anderweitigen Gebrauch davon machen, haben sie das Vergnügen, den Dank selber dafür anzunehmen, und sich andere zu verpflichten, welche für ihr langes Leben und stetes Wohlergehen eifrig beten.

Genug,

Genug, sie haben sich bey diesem Vorfalle nichts weiter beyzumessen, als daß sie vielleicht zu viel Vorsicht, und Ueberlegung abwesend angewandt, und der Vorsicht zu wenig getrauet haben, um alle Gefahr zu verhüten.

Dies war ein Fall, den Niemand voraussehen, noch weniger abwenden konnte; Es mußten sich verschiedene Umstände, welche zu wiederholen zu weitläuftig ist, auf eine wunderbare Art vereinbaren, daß er eben so gefährlich ward; Wir müssen dabey nothwendig eine göttliche Vorsehung zugeben, und die betrübten Eltern mögen mit unserm grossen **Werlhoff** ausrufen:

HErr schaff in mir ein Herz, das dankend preise,
Der HErr, der HErr hat alles wohl gemacht.
Der gute GOTT, der Heilige, der Weise,
Hat meine Lust zu seine Ruh gebracht:
Da quält kein Leid, kein Sehnen nach der Ferne;
O! schwerer Dank, den ich nur thränend lerne.

Ich muß meinen Lesern bey dieser Gelegenheit noch eine andere, gewisser Maassen weit schröckhaftere Begebenheit erzählen, indem solche sich in Gegenwart einiger hundert sich ergötzender, und dadurch auf einmal in Schröcken, Bestürzung, Trauer, und zum Theil gar in Verzweifelung gerathener Zuschauer zutrug. Es ist der Mühe werth, das Angedenken von dergleichen ausserordentlichen Fällen, welche die Vorsicht aus besondern bewegenden Ursachen uns zur Warnung zulässet, zu erhalten, und es ist nicht genug, solche, da sie geschehen sind, nur obenhin anzusehen, und gleich zu vergessen.

Eine

Eine Gesellschaft von guten Freunden hatte sich vereinbaret, einen angenehmen Sommer-Abend, an einem ausnehmend lustigen, nicht weit von der Stadt belegenen, Ort auf dem Lande zuzubringen; Man ergötzte sich des Nachmittages mit Scheibenschiessen, wollte darauf gegen Abend spatzieren gehen, und bey eintretender Nacht sollte ein Feuerwerk abgebrannt werden. Das Wetter begünstigte dies Vorhaben; der Ort schien zu dergleichen Zeitvertreib recht gemacht; Die Gesellschaft war ausgesucht, und voller Vergnügen; Keiner darunter dachte an irgend einen zu befürchtenden Unfall; Eine grosse Menge, aus der Nachbarschaft herzugekommener, Zuschauer machten die Gegend noch angenehmer, und das Schauspiel reitzender; Die vorhandene Musik munterte einen jeden noch mehr zur Freude auf.

Man war jetzt des Schiessens nach der Scheibe müde; Das gebrauchte Gewehr wurde rein gemacht, und an die Seite gesetzt. Die Gesellschaft wollte in den Garten spatzieren gehen, als einigen einfiel, unter freyen Himmel auf dem platten grünen Rasen zu tanzen. Mitler Weile ergriff eine von denen zuschauenden Damen eine an den Baum gesetzte Büchse, um solche zu besehen. Ein Jäger, welcher das Laden verrichtet, hatte in solche den Wischstock gestecket, welches als ein Zeichen genommen wird, daß ein Gewehr rein, und nicht geladen sey. Der erste von der Gesellschaft, welchem zu Ehren diese Lustbarkeit veranstaltet war, kam mit einer andern Dame eben vom Tanze darauf zu, und begehrte, daß jene die Büchse mal anschlagen mögte, um zu sehen, ob sie auch schiessen könnte; Da sie sich aber mit der Furcht entschuldigte und das Gewehr wieder hinsetzen wollte, ergriff er

solches, und gab es der mitgebrachten Dame; Diese wollte zeigen, daß sie mehr Herz habe, fasset also das Gewehr beherzt, und schläget an; Er, gerade vor ihr stehend, zeiget ihr, daß sie nun nach der Brust zielen müßte, und schläget, um sie zu erschröcken, zugleich mit einem kleinen Stocke unter das Gewehr; Sie thut darüber einen Ruck, und in diesem Rucke gehet das Gewehr los, fällt ihr aus der Hand, und der Graf von der Sch. sinket zugleich vor ihr nieder; Sie merkt bey dem Tumulte und unter dem Geräusch so vieler Menschen und der Musik kaum, daß das Gewehr losgegangen ist; Keiner von den Umstehenden denket darauf; sie glauben vielmehr, daß der Graf, mit dem sie öfters zu spassen gewohnt war, blos hingefallen sey, um sie zu erschröcken; Sie sieht ihn lachend an, und wartet, er solle aufstehen; Er thut es nicht; Man will ihn endlich aufhelfen; Aber welch eine Verwunderung, wie man an ihm die Zeichen eines todten Menschen wahrnimmt; Man betrachtet ihn genauer, findet, daß der Kopf kaum mit dem übrigen Körper zusammen hänget, und entdecket endlich, daß der ganze in dem Gewehr gesteckte Wischstock mit dem dicken daran gedrechselten Knopfe ihm eben unter dem Kinne mitten durch den Hals gegangen, und im Halse stecken geblieben war; wodurch und durch die zugleich aus dem Gewehr gefahrne, an jenem Wischstock vorbey, und so in die Luft geflogene Kugel alle Knochen im Halse zermalmet, und ihm in einem Augenblicke das Leben genommen war.

Hier gerieth die unschuldige Thäterin erst in Schröcken, und sunk gleich neben dem entseelten Körper zur Erde nieder; Die andere Dame, welche zu diesem Unglück gleichsam die erste Hand bieten müssen,

verfiel

verfiel darneben in eine tiefe Ohnmacht. Der Gemahlin des Verstorbenen, welche unmittelbar zur Seite im vollen Tanze war, konnte man, daß etwas Gefährliches vorgegangen, nicht lange verbergen; man wollte ihr indessen den würklichen Tod etwas verheelen, und gestand nur, dem Graf sey ein Unglück begegnet; Sie konnte aber in denen verstöhrten Gesichtszügen eines jeden bald lesen, worin das Unglück bestehe; Sie gerieth also gleich ausser sich, und aus einer Ohnmacht in die andere, so daß sie kaum des andern Morgens erst wieder zu sich selber kam.

Der Entleibte hatte wenige Jahre vorher in der Vestung Harburg eine schwere Belagerung ausgestanden, ohne daß ihn der mindeste Unfall traf, obgleich ein paar Bomben unmittelbar neben ihm krepirt waren; Jetzt mußte er bey einer so geringen Gelegenheit das Leben einbüssen.

Diejenige, welche bey dieser Gelegenheit von der Vorsicht zu Lösung des Gewehrs bestimmet war, war eine junge muntere angenehme Person, welche der Verstorbene besonders werth hielte, mit der er sich bey ihrem aufgeweckten Wesen gern zu Zeiten in einen Scherz einließ, und von der er niemalen glauben können, daß sie das unschuldige Werkzeug seines so nahen Todes seyn sollte. Es mußte sich zugleich fügen, daß sie eine Tochter desjenigen würdigen und erfahrnen Generals war, der in dem letztern Kriege fast in allen Bataillen das Schröcken unserer Feinde gewesen ist; dem das Vaterland billig ein Ehrendenkmahl setzen sollte; und welcher eben diese Lustbarkeit zur Ehre des Verstorbenen und dessen Gemahlin veranstaltet hatte, und jetzt in der größten

Bestürzung alle seine Anstalten umsonst angebracht sehen, und nur bedacht seyn mußte, zu sorgen, wie die so plötzlich gewordene Witwe beruhiget werden könnte.

Es herrschte nunmehro eine allgemeine Bestürzung und Unordnung; Der eine lief hier, der andere lief da, keiner wußte wozu er greifen, oder was er machen wollte; die Anzahl derer am mehrsten gerührten und Trost bedürftigen war zu groß, und Niemand war in dem ersten Schröcken gefaßt genug, um andere zu trösten oder irgend wozu zu greifen. Die Equipagen waren in die Stadt zurück geschickt, und es daurete lang, ehe einer oder anderer sich besinnen konnte, solche wieder heraus zu bestellen, um nach Hause zu fahren, und in der Stille dem Unglücke weiter nachzusinnen.

Was endlich diesen kläglichen Fall noch trauriger machte, war, daß der Verstorbene in der ganzen Gegend und bey allen Unterthanen ungemein viel Liebe und Zutrauen sich erworben hatte: Unter der grossen Menge Zuschauer war also kein einziger, der nicht den Verlust eines so beliebten Mannes und wahren Menschenfreundes bedaurete, und viele brachen in ein lautes Geheule und Geschrey aus; wovon dieser sonst so reitzende Ort jetzt auf einmal in eine verwünschte Gegend und in ein Thränenthal verkehrt zu seyn schien.

Das Besonderste dabey war, daß der Verstorbene sich vorher mehrmalen, vielleicht jedoch nur im Scherz ein solches schleuniges Ende gewünschet hatte; da man doch desselbigen Tages aus verschiedenen seiner Reden, und aus denen auf das Künftige geäus-

serten

serten Projecten urtheilen können, daß er an nichts weniger gedacht habe, als daß ihm dergleichen plötzliches Ende nahe bevor stehe.

Ich endige diese Erzählung mit einigen Betrachtungen, womit unter andern der erbauliche erste Lehrer des Orts diese Begebenheit seinen Zuhörern dero Zeit in einer öffentlichen Rede bemerklich machte: „Ich hoffe, sagt er, Niemand wird so leichtsinnig „seyn, daß er ein in solcher Art nie, oder doch kaum „erhörtes Unglück aus dem Sinne schläget; Nie„mand so unvernünftig, daß er jenen traurigen Fall „einem blinden Ohngefähr zuschreibet; Niemand so „verwegen, daß er lieblos darüber urtheilet, und „GOTT in sein Gericht fällt; Niemand so tückisch, „daß er sich dieser so betrübten Begebenheit freuet. „Sie geschahe in einer Gesellschaft, die zu einer un„schuldigen Gemüthsergötzung zusammen gekommen, „freundschaftlich und vergnügt bey einander war, „und die Pflichten der Mäßigkeit genau beobachte„te; der, dessen plötzlichen Hintritt wir bedauren, „giebt das Werkzeug seines Todes selbst, unwissend, „daß was tödtendes darin, in eine freundschaftliche, „und aller Folgen unwissende Hand: Ein Gewehr, „vorhin zur Uebung und Lust gebraucht, ist also das „Werkzeug, welches den Freund tödtet, das Ver„gnügen in Schröcken, die Freuden in Wehklagen „verwandelt.

„Wie behutsam müssen wir auch da werden, wo „wir meinen, es sey nichts zu befürchten, damit „wir so wenig uns selbst, noch andern auch ohne un„sere Schuld, auch wider unsern besten Vorsatz, „Schaden zufügen? Wie wenig können wir uns auf

„ uns selbst verlassen! Wie unwissend sind wir, was
„ uns in dem folgenden Augenblicke begegnen kann.

„ Ein jeder wird die Hand GOttes, welche bey
„ diesem so fürchterlichen Falle sich so schröckend für
„ uns erwiesen, in tiefer Demuth erkennen und da-
„ für erzittern; darüber ein wahres Mitleiden em-
„ pfinden, und sowol für den, der auf eine so be-
„ weinenswürdige Art von uns genommen, die gött-
„ liche Barmherzigkeit anflehen, als für die vereh-
„ renswürdige Person, welche diese schleunige und
„ schmerzens volle Veränderung am tiefsten gebeu-
„ get, die besten Tröstungen von dem GOtt aller
„ Gnaden erbitten.

„ Im übrigen nehme ein jeder diese Wahrheit zu
„ Herzen: Wenn GOtt ein Unglück kommen läßt,
„ wenn er andere vor unsern Augen und Ohren heim-
„ suchet, so hat er Absichten dabey, die uns, und
„ zwar um so viel näher angehen, jemehr wir davon
„ gerühret werden können und müssen.

„ Der dessen Wegnahme aus der Zeit in die Ewig-
„ keit, die so plötzlich und auf eine so unglückliche Art
„ geschehen ist, wir von ganzen Herzen beklagen, hat-
„ te viel Gutes an sich. Er enthielte sich vieler Din-
„ ge, welche in der Lehre JEsu als Laster gezeichnet,
„ in der grossen Welt aber selten dafür geachtet, und
„ noch seltener vermieden werden. Dagegen hatte
„ er viele Tugenden, die seiner vornehmen Geburt
„ und Stande Ehre machten; Seine unermüdete
„ Wißbegierde; sein anhaltender Fleiß; seine willige
„ Herablassung zu dem Antrage, auch des Gering-
„ sten; sein Bestreben, denen, die er vor gedruckt
„ und verlassen hielte, zu helfen; sein besonderer Ei-

„ fer,

„ ser, wissentlich nie von dem Wege der Gerechtig-
„ keit abzuweichen, sein unerschrockner Muth in Ge-
„ fahren; Alle diese gute Eigenschaften werden ihm
„ auch bey der Nachkommenschaft ein ruhmvolles,
„ ein dankbares, ein gesegnetes, ein unvergeßliches
„ Andenken stiften.“

Wie nichts von ohngefehr geschiehet, und nicht leicht einem Menschen etwas widriges begegnet, ohne daß nicht zugleich die Umstände anderer dadurch gebessert werden, so hat es der Vorsicht gefallen, daß ich in den Platz des Verstorbenen kommen, und also dieser, andern so schröckhafte, Fall zu meinem Glück gereichen müssen.

In diesen beyden leztern angeführten Exempeln bedaurte man vornemlich das plötzliche Ende; und die nächsten Angehörigen glaubten sich noch eher finden zu können, wenn ihnen die Verstorbenen nicht so geschwind entrissen worden.

So sind wir Menschen gesinnet; Niemalen mit unserm Stande zufrieden, lehnen wir uns jederzeit gegen die Anordnungen des weisesten Regierers auf; Bey jedem Auftritte, der uns oder die Unsrigen angehet, glauben wir, daß wir denselben selbst weit besser hätten einrichten können.

Wer erinnert sich wol des Ausspruches jenes Weisen? daß wenn alle Menschen ihr Unglück auf einen Haufen werfen, und Erlaubniß haben sollten, ein anderes heraus zu nehmen, ein jeder doch wieder nach dem Seinigen greifen würde, aus Furcht noch ein grösseres Uebel zu erhalten.

So plagten sich die Eltern in dem vorhergehenden Exempel, daß ihr Sohn in der Ferne sterben müssen; Sie waren schwach genug, zu glauben, daß sie

sich eher finden würden, wenn sie ihn nur noch wieder sehen, oder in seinem Letzten ihm Beystand leisten können.

Schwache Menschen! Eitle Vorstellungen! Sollten sie nicht vielmehr bey dem Unglück als eine besondere Gnade der Vorsehung erkennen, daß solches in ihrer Abwesenheit sich zutragen müssen, nachdem sie den Sohn in geraumer Zeit nicht mehr gesehen, und also dessen Bild sich bey ihnen noch eher verlöschen ließ.

Wie würde ihnen zu Muthe geworden seyn, wenn der geliebte Sohn erst zurück gekommen wäre; wenn sie bey ihm neue Reitzungen, neue Vollenkommenheiten, bemerkt hätten, welche die elterliche Zärtlichkeit noch mehr erwecken müssen; und er wäre ihnen alsdenn plötzlich weggenommen worden, so daß sie wie im vorigen Exempel selbst Zeuge von dem Vorfalle seyn müssen.

Bey denenjenigen, welche in guter Verfassung ihr Ende erwarten können, ist ein geschwinder Tod sowol für den Abscheidenden als für die Nachbleibende weniger empfindlich, und man kann sich eher fassen, als wenn ein langweiliges Lager vorher gehet.

Nach denen Erfahrungen, welche ich davon gehabt und oben angeführt habe, kommt nichts denen traurigen Empfindungen gleich, welche bey einem zärtlichen Gemüthe erwecket werden, wenn man einen Freund, den man hoch schätzet und verehret, lange in Todesgefahr siehet, so daß man jeden Augenblick, da man ihn verläßt, sich vorstellen muß, es sey der letzte Augenblick gewesen, da man eines Umganges genossen habe, der uns bis dahin so viel Nutzen

und

und Vergnügen erwecket hat; Ist man abwesend, so glaubt man, eine jede sich zu uns nahende Person bringe uns die Zeitung von seinem Ende. Tritt man wieder zu ihm, so erinnert uns jeder Anblick mit einer traurigen Rührung an die mit ihm zugebrachten angenehmen Stunden, und genossene Liebkosungen. Man nahet sich mit Furcht zu dem Bette, ob nicht eben der schreckhafte Zeitpunct eintrete, da man dem Freunde die Augen zudrücken soll. Man höret vielleicht noch etwas zärtliches von ihm; Man empfindet innerlich fast selbst, was er leidet; Man sinnet auf Hülfe und Rath, und siehet mit jedem Augenblicke die Hoffnung mehr verschwinden. Man muß sich Mühe geben, durch seine Gesichtszüge die Besorgniß nicht zu verrathen, worin man für sein Leben stehet, und darf seine Traurigkeit nicht äusern, indem ein Sterbender oft in den letzten Augenblicken noch die mehrste Begierde zu leben, und die größte Zärtlichkeit für die Seinigen zeiget.

Doch ich fürchte, durch mehrere dergleichen traurige Anmerkungen meinen Lesern endlich überdrüßig zu werden, und will also nur noch zuletzt das Ende eines Freundes erwehnen, welchen mehrere Monate in beständiger Todesgefahr wußte, und dessen Verlust eigentlich gegenwärtige Abhandlung veranlasset hat.

Dieser edle Freund war in der Blüte seiner Jahre, und hatte dem Ansehen nach die dauerhafteste Gesundheit; die Natur hatte ihn mit allen vorzüglichen Leibes- und Gemüthsgaben ausgeschmückt. Ein ihm eigenes ernsthaftes, und dabey aufgewecktes freundliches Wesen machte ihn bey Hohen und Niedrigen

beliebt. Von Jugend auf zeigte er etwas gesetztes; unfähig, sich mit Kleinigkeiten abzugeben, schien er recht zu grossen Geschäften gemacht.

Ich weiß kein vortheilhafteres Portrait von ihm zu machen, als wenn ich sage, daß er ein Brudernsohn von dem zu Anfange erwehnten vorzüglichen Gönner, und diesem seinem Oheim in allen Stücken ähnlich war, so daß er auch sogar ein ähnliches Ende nahm. Er ward also wegen seiner grossen Fähigkeit bald nach England berufen, dem dasigen deutschen Minister zum Beystande, welcher von Jugend auf Zeuge von seiner Geschicklichkeit war, und ihn einer besonderen Freundschaft werth hielte. Die Vorsicht aber wollte, daß er einen innerlichen Fehler im Körper schon mit dahin nehmen mußte; welcher immer gefährlicher wurde. Er übergab sich endlich den geschicktesten Wundärzten in London, diese versuchten durch eine der schmerzhaftesten Operationen das Uebel zu heben, aber vergebens. Die Operatipnen wurden wiederholet, man wendete alle mögliche Mittel an, ihn zu retten; Es gefiel aber der Vorsicht nicht, einem Manne das Leben zu fristen, und die Gesundheit herzustellen, an dessen Erhaltung dem Vaterlande so viel gelegen zu seyn schien, und für dessen Erhaltung sich die Wünsche so vieler vereinbarten. Er mußte mehrere Monate unter unausstehlichen Schmerzen zubringen, der Körper wurde dadurch zu sehr angegriffen, und verfiel in eine Auszehrung. Der Geist blieb bis ans Ende in seiner Grösse, mußte sich aber endlich doch trennen. Bey allen diesen Umständen habe am mehrsten den gesetzten Geist seines würdigen Vaters bewundert, das Muster eines rechtschaffen

den=

denkenden und Gerechtigkeit-liebenden Mannes, welcher eben so viel Zärtlichkeit für seine Kinder, als Aufrichtigkeit gegen seine Freunde besitzt, und sich daher eine allgemeine Achtung und Zutrauen erwirbet.

Er hatte drey wohlgebildete und bestens gerathene Söhne von vorzüglicher Geschicklichkeit und Characteren. Alle drey waren schon befördert, und er durfte hoffen, sie nächstens weiter steigen zu sehen. Nichts war angenehmer, als den liebreichen und vertrauten Umgang zwischen Vater und Söhnen anzusehen. Nicht lange vorher war der jüngste davon an einem innerlichen Geschwüre, wozu schon durch ein in der zartesten Jugend gehabtes Blutspeyen der Grund geleget war, ihm entrissen worden. Jetzt wußte er den ältesten leiden; Er sahe die Gefahr ein, und konnte ihm doch in der weiten Entfernung nicht helfen; Oft mußte er mehrere Posttage nach Briefen vergebens aussehen, überhaupt aber bey jeder Post das Ende zu erfahren vermuthen seyn. Diese Unruhe brachte die Erinnerung des eben erlittenen Verlustes von neuem in Bewegung. Die Sorgen mußten ihn also innerlich um so mehr nagen, da bald zu gleicher Zeit die Gesundheitsumstände auch des dritten Sohnes zweifelhaft zu werden schienen. Der liebreiche Vater zeigte sich aber als ein wahrer Christ und rechter Held; Er überlegte die Gefahr; Er wußte, daß für den Sohn in England so gut als bey ihm selbst alle mögliche Vorsorge genommen würde; daß, wenn eine Möglichkeit wäre, ihn zu retten, er gewiß unter der Vorsorge des besten Königes, und unter den Händen mehrerer derer geschicktesten Aerzte unserer Zeit genesen würde. Religion und Vernunft überzeugten ihn,

ihn, daß alle unsere Begebenheiten blos von dem Winke desjenigen allgewaltigen Herrn abhangen, der alles regieret; daß ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt.

Dessen Willen und Vorsorge übergab er sich lediglich. Die von Zeit zu Zeit aufsteigenden natürlichen Bewegungen, (und diese erfolgten bey ihm als einem zärtlichen Vater nur gar zu oft) unterdrückte er mit aller Macht, und zeigte eine besondere Stärke in Entschlagung aller sorgenvollen Gedanken, um seine Kräfte und Gesundheit dadurch nicht vollends aufzureiben, sondern vielmehr mit einem patriotischen Eifer zum gemeinen Dienste anzuwenden; Man konnte ihn nicht ohne Rührung und ohne Bewunderung seines gesetzten Geistes von seiner Verfassung reden hören; Er nahm die Welt wie sie war, und nicht wie er sie zu seyn wünschte, und dadurch, und nicht durch eine übertriebene Zärtlichkeit, giebt sich ein wahrer Christ und rechter Menschenfreund zu erkennen.

Ich endige also diese Abhandlung mit den aufrichtigsten Wünschen für die fernere Erhaltung eines so verehrungswürdigen Gönners und Freundes, und aller dererjenigen, die ihm angehören; und theile zum Beschluß die Verse mit, welche auf Veranlassen eines Freundes auf jenen Tod gemacht worden.

Zum Andenken des besten Freundes, Georg Otto von Lenthe.

Verewiget am 5ten Jenner 1766.

Er stirbt, den ich geliebt, schon reif in jungen Jahren,
Reif, jenen letzten Schritt der Greise zu erfahren.
Er stirbt, des Vaters Lust, und nun sein schweres Leid,
Er stirbt Georg, dem Staat, den Freunden und der Zeit.
Wie beugt mich dieser Fall! wie thränt mein Herz! den Zähren,
Die ihm die Liebe weiht, mag die Natur nicht wehren.
Jedoch der Herr der Welt, gerecht in seinem Thun,
Heißt uns im Leiden auch in seinem Willen ruhn.
Er ruft den selgen Freund, (soll unser Gram noch klagen?)
Löst seine Schmerzen auf, entreißt ihn siechen Tagen,
Den Freund, der stark im Geist bey wachsender Gefahr,
Stark durch des Glaubens Kraft, zum Hingang willig war.
Und nun ist schon sein Geist zur Herrlichkeit gedrungen,
Durch deren Bild er hier die Trübsal treu bezwungen.
Wohl dem, der, wenn das Kreuz ihn auf der Wallfahrt drückt,
Hier, wie der Selige, sein Herz zum Himmel schickt.

Wer

Wer früh so stirbt, stirbt der zu früh? Ist dem die Baare
So schrecklich? Raubt sie ihm den besten Theil der Jahre?
O! Sterbliche, wie stolz! Was ist der Tage Raum
Mit selger Ewigkeit verglichen? Nur ein Traum,
Der bald vergnügt, bald schreckt, dann schnell vorüber fähret
Und an des Lebens Schluß uns erst zu leben lehret.
Was ist die Lust und Pracht, der Erde Herrlichkeit?
Last für den edlern Geist, ein Tod für unsre Zeit,
Ein Reiz zu manchem Weh, ein Spiel geborgter Freuden,
Wohl den Bereiteten, die früh von hinnen scheiden.
Ihr Auge weint nicht mehr, in jenes Licht versetzt,
Wo nie empfundne Lust den frommen Geist ergetzt,
Da wohnt Gerechtigkeit, da strahlt des Höchsten Klarheit,
Da blüht die Liebe erst in voller Treu und Wahrheit.
Mit diesem Glück bist du, mein Lenthe, schon gekrönt,
Die Freundschaft, die sich hier nach deinem Umgang sehnt,
Gönnt dir, wiewol bethränt, den grossen Tausch der Leiden
Mit ewigem Besitz der ungestöhrten Freuden.
Sie bleibet dir getreu, wenn Zeiten untergehn,
Und wünscht in jener Welt dein frohes Wiedersehn.

Wir aber wallen noch als Pilger hier auf Erden,
Und laufen nach dem Ziel, wo wir vollkommner werden.
GOtt stärke unsern Fuß, uns leite seine Hand,
Und segne unser Haupt, die Väter und das Land.

II.

II.

Anweisung,

wie

allerley Arten von Hecken
auch andre Vermachungen

anzulegen und zu warten sind.

Nebst einer Vorschrift, wie guter Schlehen-
wein zu machen sey.

Un bon gentilhomme, vrai citoyen, peut-il avoir de Spectacle plus agreable, que des terres bien distribuées, en bon ordre, & bien entretenues en hayes.

Le Gentilh. cultiv.

Erste Abtheilung.

Von den Hecken überhaupt.

§. 1.

Wir nennen Hecken; eine Reihe nahe an einander gepflanzter Sträucher oder Stauden; welche eine grüne Bekleidung abgeben.

Eine Reihe Bäume, woran wir unten die trockne Stämme sehen, oder welche so weit aus einander stehen, daß ein Zwischenraum bleibet, nennen wir eine Alee; Eine Reihe trockener durch einander geflochtener Sträuche aber einen Zaun.

§. 2.

Man leget aus mehrerley Ursachen Hecken an: Die vornehmste aber ist, um einen Ort zu vertheidigen. Es sey, daß man eine Gegenwehr gegen Menschen, Vieh oder Wild machet.

Die zwote Ursache ist, daß man Nutzen davon ziehen, und entweder das daran wachsende Holz brauchen, oder die Früchte davon geniessen will.

Drittens pflanzet man zu Zeiten eine Hecke, um einen heßlichen oder unangenehmen Platz zu verbergen und zu bedecken.

Viertens leget man Hecken an, der Schönheit des Aussehens, der grünen Bekleidung und des Schattens wegen.

§. 3.

Eine jede Hecke erfordert Kosten und eine mühsame Wartung, nimmt auch einen ziemlichen Raum ein. Ich nehme daher zur ersten Regel: „daß man ohne eine gewisse Absicht keine Hecken anlegen solle.“

Wenn man eine Hecke auch noch so schmal anziehet, so nimmt sie doch in der Breite einen Raum von vier bis sechs Schuh ein; theils, weil die Wurzeln sich so weit nach beyden Seiten ausbreiten, die beste Nahrung wegnehmen, und nichts aufkommen lassen; theils weil die Hecke selbst oben an beyden Seiten freyen Raum behalten muß, weil sie sonst ersticken und verderben würde.

Die Anlegung einer guten Hecke ist wirklich, wie wir in der Folge sehen werden, mühsam und kostbar, und es gehöret jährlich eine Aufsicht und Wartung dazu, um sie im Stande zu erhalten, und zu verhüten, daß keine Lücken entstehen, oder da solche entstehen mögten, sie nachzubessern, ehe der Schade überhand nimmt.

Ueberhaupt sollen billig an den Wegen entweder gar keine Hecken, oder nur sehr niedrige angeleget werden, weil die Wege, wenn der Wind nicht frey durchstreichet, nicht leicht austrocknen.

§. 4.

Ich gründe hierauf die zwote Regel, „daß, „wenn gewisse Absichten zu Anlegung einer Hecke „rathen, man solche so anlegen müsse, daß man „den Endzweck sicher, leicht und geschwind „erhalte.“

Es

Es ist also, wo eine Hecke erfordert wird, nicht genug, eine Reihe Sträucher neben einander zu pflanzen, sondern ich muß dazu eben diejenige Art von Bäumen oder Sträuchern wählen, welche der Absicht am gemässesten und zu Beförderung des Endzwecks dienlich sind.

Sicher erreichen wir den Endzweck; wenn wir versichert sind, daß die gewählten Pflanzen gewiß bekommen, und die erwartete Befriedigung geben werden; Leicht geschiehet solches, wenn wir die Hecke mit den wenigsten Kosten und Mühe zu Stande bringen; und dieses muß geschwind erfolgen, damit wir nicht lange vergeblich darauf warten, und mühsam n.. bessern, oder bis dahin zu Beschirmung der jungen Pflanzen eine doppelte Vertheidigung halten dürfen.

§. 5.

Die Hecken lassen sich überhaupt in drey Klassen nach deren Absicht (§. 2) eintheilen; nemlich

1) In Befriedigungs-Hecken, welche eine Gegenwehr abgeben, §. 6.

2) In nutzbare Hecken, welche entweder vorzüglich oder doch zugleich des Nutzens wegen angeleget werden. §. 73, 84.

3) In Lust-Hecken, wobey es vorzüglich auf die grüne Bekleidung ankommt. §. 123.

Ich werde die gewöhnlichsten Arten von Hecken beschreiben, und zeigen, welche sich zu dem einen oder andern Behuef am besten schicken; damit ein jeder darunter seiner Absicht gemäß wählen könne.

Zwote Abtheilung.

Von Befriedigungs-Hecken überhaupt.

§. 6.

Eine Befriedigungs-Hecke soll einen Platz gegen Anfälle beschirmen (§. 5): Sie sollen also billig folgende Eigenschaften haben:

1) Muß sie geschwind zur Beschirmung gereichen.

Alle jung gepflanzte Stämme sind zu schwach und nicht genugsam durchgewachsen, um sofort eine Befriedigung abzugeben. Ein Mensch bieget sie leicht aus einander, und macht sich Platz; das Vieh bricht durch, oder es frißt die jungen Loden ab; Es muß also zu Anfang an jeder Seite eine doppelte Vertheidigung gezogen werden, um erst den Anwachs zu befördern. Muß ich diese nun zu lange, und zehn und mehrere Jahre unterhalten, so leistet die Hecke keinen Nutzen, sondern gereichet zur Last.

§. 7.

2) Muß die fertige Hecke eine zuverläßige Befriedigung geben, und gehörigen Wiederstand leisten.

Denn wenn ein jeder gleich durchbrechen, oder jedes Stück Vieh sich einen Weg dadurch bahnen kann, so sind wir schlecht damit gebessert. In diesem Betrachte schicket sich eine Hecke von Hain- oder Weißbüchen zwar gut zu einer Bekleidung im Garten, aber

schlecht

schlecht zu einer Befriedigung, weil sie zu leicht vom Vieh abgefressen und schadhaft gemacht wird.

§. 8.

3) Die Hecke muß sich so wenig als möglich ausbreiten.

Der Platz, den eine Hecke einnimmt, ist eigentlich verlohren. (§. 3) Wenn sich nun die Zweige und Wurzeln an beyden Seiten zu weit, und z. E. auf vier bis sechs Schuh ausbreiten, und die Hecke also einen Raum von zwölf bis sechszehn Schuh unbrauchbar macht, da die Hälfte schon genug wäre; so ist dies ein grosser Fehler. Dahero schicken sich die Schwarzdornen eigentlich zu keiner Hecke, weil die Wurzeln weit und breit umher wuchern, und junge Schößlinge austreiben.

§. 9.

4) Eine Befriedigungs-Hecke muß auch unwandelbar seyn.

Wenn ich eine Hecke anlege, muß ich erst einige Jahre warten, ehe sie eine Befriedigung abgeben kann: Die Unkosten würden also übel angewandt seyn, wenn sie nach wenig Jahren wieder aufhörte eine Befriedigung zu seyn, oder wenn sie gleich wieder nachgebessert oder gar erneuert werden müßte.

Man wollte mal von dem englischen stachlichten Genster oder Genista Hecken anlegen, nachdem man aber verschiedene Jahre lang mühsam daran gezogen hatte, so verfror oder verdorrete mal ein grosser Theil; es entstand eine Lücke, und alle Mühe war verlohren. Man darf daher überall keine weichliche, leicht verfrierende, Pflanzen zu Hecken nehmen. Eben so

wenig dienen solche dazu, die dem Vieh ein angenehmes Futter geben; denn so wird es beständig solche suchen, daran fressen, und die Hecke nie aufkommen lassen.

§. 10.

Wenn wir also diese Umstände insgesamt erwegen, so schicket sich zu einer Befriedigungs-Hecke nichts besser, als unsere gemeine **Weißdornen.**

Es haben diese alle Eigenschaften, welche zu einer guten Hecke erfordert werden, und empfehlen sich in mehrern Betracht vor andern Pflanzen; Ich werde also von ihnen in der folgenden Abtheilung besonders handeln.

Der **Weißdorn;** Lateinisch Cratægus oxyacantha *Linn.* oder Oxyacantha schlecht weg, auch wol Spina alba; Französisch l'Epine blanche, l'Aubepine; Englisch the common Hawthorn genannt, ist ein gar zu bekannter Baum, um hier davon eine genaue Beschreibung zu geben, zumal solche in der, in der Fortsetzung versprochenen Nachricht von denen bey uns wachsenden Bäumen folgen soll: wo ich auch mehrere, annoch weniger bekannte, neue hieher gehörende amerikanische Gattungen bekannt machen werde.

Dritte Abtheilung.

Von Weißdorn-Hecken.

§. 11.

Wer eine Hecke pflanzen will, suche dazu so viel möglich eine gerade Linie.

Je weniger Krümmungen eine Linie hat, desto kürzer ist ihre Distanz; Je kürzer eine Hecke wird, desto weniger Stämme und Mühe werden dazu erfordert, und desto weniger Raum verdirbt sie. (§. 8)

§. 12.

Bey Anlegung einer Hecke suche man ja nichts an den nöthigen Kosten zu ersparen.

Es ist nicht genug, Stämme in einer geraden Linie neben einander gepflanzet zu haben; sondern man muß sie so pflanzen, daß sie bald zu einer befriedigenden Hecke anwachsen: wird nun etwas bey dem Pflanzen versäumet, so schlagen die Stämme entweder gar nicht an, oder wachsen langsam und ungleich, und wo man zu Anfang einen Thaler zu ersparen gedenket, muß man in der Folge zween, drey und mehrere Thaler anwenden.

§. 13.

Man grabe die Linie, wo die Hecke stehen soll, vorher so tief wie möglich um.

Je breiter das Umgraben geschiehet, desto besser ist es; auch kann man nicht zu tief kommen; Zur Breite muß man drey bis vier Fuß nehmen.

Der Nutzen dieses Umgrabens ist:

1) Um dem Erdboden, welcher sich ohngerühret zu dicht setzet, eine andere Natur zu geben, und solchen locker zu machen, damit die Wurzeln besser darin anwachsen.

2) Alle im Grunde liegende Steine und Holz, welche dem Wachsthum der Wurzeln hindern könnten, wegzuschaffen.

3) Die Wurzeln von Nesseln, Hopfen, und andern dergleichen perennirenden Unkräutern, welche den jungen Hecken höchst schädlich sind, heraus zu suchen.

4) Die Hecken, da das Erdreich einmal locker ist, besser reinigen zu können.

§. 14.

Wenn dieses Umgraben ein oder zwey Jahre vor der Bepflanzung geschiehet, ist es nicht übel.

Wenn man sofort zur Bepflanzung gelangen kann, ist schon ein Jahr gewonnen; Zu Zeiten ist es aber zur Bepflanzung schon zu spät, oder es fehlen die Stämme, so ist gerathener, das Land vergeblich vorher umzugraben. Man gräbet also im Sommer bis in den Herbst das Feld um, wo im künftigen Frühjahr eine Hecke gepflanzet werden soll.

§. 15.

Man suche dem Lande im Umgraben, da wo die Hecke zu stehen kommt, eine Anhöhe zu geben.

Es ist gut, wenn die Stämme etwas weniges erhöhet zu stehen kommen; sie haben, indem sie freyer und luftiger stehen, bessere Art; sie wachsen geschwinder; das Wasser ist den Wurzeln nicht schädlich, und man kann die Hecke vom Unkraut eher rein halten.

§. 16.

Wenn die Bepflanzung vorgenommen werden soll, so suche man vorher die benöthigten Stämme zusammen zu erhalten.

Daran fehlet es oft am mehrsten, weil nicht aller Orten gute Stämme zum Verpflanzen vorfallen, und man sie an manchem Orte einige Meilen weit herholen lassen muß.

§. 17.

Die Pflanzen müssen sorgfältig gerodet werden, damit man der Wurzeln so viel möglich schone.

Diese Vorsicht ist bey allen zu versetzenden Stämmen nöthig; der gemeine Gebrauch ist, wenn sie ausgehoben werden sollen, mit der Schaufel ein paar mal nahe am Stamme nieder zu stossen, und den Stamm sodann vollends herauszureissen. Dadurch werden die Wurzeln zu sehr abgekürzet und beschädiget, auch bey dem Ausreissen, wenn sie schief liegen, gesplittert; Wenn die Wunde an den Wurzeln aber zu groß ist, oder sie sind aufgeborsten und gespalten, so heilet es nicht wieder zu, vielmehr faulet die Wunde tiefer ein, die Pflanze kranket, oder gehet endlich gar aus.

§. 18.

Wie viel Stämme nöthig sind, überrechnet man nach der Länge der zu pflanzenden Hecke.

In gutem Boden, und wenn die Stämme genugsam bewurzelt sind, wird genug seyn, wenn man solche 6 Zoll bis einen Schuh weit aus einander setzet, und also auf eine Ruthe von 16 Schuh etwa 20 bis

40 Stämme rechnet, da zu Zeiten einer oder anderer ausfällt.

In recht starkem Boden will man alle Fuß breit einen Stamm schon genug halten.

In gar magern Boden, oder wenn man geringere Stämme mit schlechten Wurzeln hat, mithin befürchten muß, daß verschiedene zurück bleiben mögten, werden sie dichter neben einander auf 3 bis 4 Zoll gesetzt, so gehören auf eine Ruthe schon 50 bis 60 Stämme. Zu dichte gesetzt, ist gemeiniglich mehr schädlich als gut; sie nehmen sich unter einander die Nahrung weg; die Wurzeln sind sich im Wege, und treiben desto schwächer.

§. 19.

Wo man die Wahl hat, wähle man junge, eines Daumens dicke frische Stämme.

Diese, wenn sie gleich nicht so stark bewurzelt sind, werden frischer wachsen, als alte schon halb verkommene, und keinen frischen Trieb mehr habende Stöcke. Sie müssen aber die völlige Stärke haben, sonst treiben sie nach dem Verpflanzen nicht geschwind und stark genug.

Man pflegt zu rathen, daß zu den Hecken solche Weißdorn-Stämme genommen werden sollten, welche viele Stacheln und klein tief eingeschnittenes Laub hätten, weil diese mehr Nebenzweige trieben, und eine dichtere Hecke machten. Man findet auch dergleichen Stauden: Ich zweifele aber doch, ob es wirklich zwo Varietäten von Weißdornen gebe, und würde in solchem Falle die am stärksten wachsende vorzuziehen rathen, weil sie Nebensprossen genug treiben, mithin geschwinder eine gute Hecke geben, jene aber sich nicht so gut durchflechten lassen.

§. 20.

Wo Stämme fehlen, muß man, solche vorher aus Saamen anzuziehen, bedacht seyn.

Es scheinet, daß selbst gezogene Stämme überhaupt den Vorzug haben dürften. Ich habe aber aus folgenden Gründen die Regel auf wilde Stämme gerichtet.

1) Weil die Stämme aus Kernen erst anzuziehen, weitläuftig, mühsam und kostbar ist.

2) Weil man lange warten muß, ehe die aus Saamen gezogene Stämme anwachsen und brauchbar werden.

3) Der Saamen pflegt in gutes Erdreich gepflanzet zu werden, und so haben die in ein schlechtes Land versetzte Stämme nicht so gute Art, wie die wilden, welche in einem ganz unartigen Lande gewachsen sind.

4) An den mehrsten Orten kann man wilde Stämme wolfeiler und gemächlicher haben; Denen Eigenthümern einer Weide, worauf sie wachsen, geschiehet durch die Ausrodung ein Gefallen, weil sie der Hude hindern.

§. 21.

Wo man in der Folge mehrere Hecken anzulegen gedenket, thut man wohl, junge Stämme in Vorrath aus Saamen anzuziehen.

Es wäre gut, wenn hin und wieder dergleichen Pflanzungen den Unterthanen zum Besten in voraus angeleget würden, wie solches bey uns durch ein lobenswürdiges Cammerausschreiben vom 9ten Jul. 1760 befohlen ist.

Die dabey zu beobachtende Handgriffe sind folgende:

1) Man

1) Man sammle zu Ende des Herbstes die reifen rothen Beeren, wenn sie moll und schwarz werden, mithin ihre völlige Zeitigung haben.

2) Man zerreibe sie, nachdem sie recht moll sind, in einem hölzernen Gefässe mit einer hölzernen Käule, damit sich die Haut und das Mark von dem harten Kerne absondere. Man will beobachtet haben, daß der Kern ein Jahr später keime, wenn er nicht entblösset wird.

3) Man spüle den harten Kern in Wasser ab, und giesse alles was sich ablöset weg, so daß blos die sich auf dem Grunde setzenden Kerne zurück bleiben. Die oben schwimmenden sind taub und untügtig.

4) Man vermische jene mit feuchtem Sande, und fülle damit einen irdenen Topf, welcher den Winter über in einem warmen Zimmer verwahret wird; So setzet die Wärme, wenn der Sand zu Zeiten etwas angefeuchtet, und mäßig feucht erhalten wird, den Keimen in dem sonst harten Kerne allgemählig in Bewegung, und der gewöhnlich zwey Jahr in der Erde liegende Saamen soll gleich im ersten Sommer keimen.

5) Im Frühjahr säet man die Kerne in ein gut verarbeitetes reines, aber nicht gedüngetes, Land in Reihen zween Fuß aus einander flach in die Erde; der Saamen darf nicht über ein paar Zoll in die Erde kommen.

6) Man bemerket sich die besäete Linie und reiniget den Zwischenraum von Unkraut; lockert auch das Land, sonderlich, wenn die jungen Stämme erst wachsen, zu Zeiten auf.

7) Alsdenn bleiben die Stämme stehen, bis sie stark genug zum Verpflanzen sind; Zu früh sie zu versetzen, kann nichts helfen, weil sie zu langsam wachsen.

sen. Sie müssen, wie oben gesagt, die Dicke eines Daumens und gute Wurzeln haben, wenn sie recht treiben sollen.

§. 22.

Das Pflanzen geschiehet am besten im Frühjahr.

Man kann damit anfangen, so bald die Erde trokken ist, um sie locker zu bearbeiten, und man fähret fort bis die Weißdornen ausschlagen.

In leimigtem Erdreiche pflanzet man schon im Herbste; im sandigten finde aber die Pflanzungen im Frühjahr besser.

§. 23.

Man wähle dazu lieber nasse, dunkele, oder regnigte Tage.

Dies ist eine bey allem Verpflanzen zu beobachtende Hauptregel. Nichts ist den jungen Bäumen nachtheiliger, als wenn die Sonne die zarten Wurzeln bescheinet, oder was noch schlimmer ist, wenn im Merz die gewöhnlichen sooren Winde wehen, und die Wurzeln werden denselben ausgesetzet; die, keiner Luft gewohnte, Wurzeln sind zarter; ihre dünne Haut wird leicht verbrannt, oder vertrocknet, und zusammen gezogen. Sind aber die Oefnungen darin einmal verstopfet, so erholen sie sich schwerlich wieder, und der Baum gehet aus, oder seuchet so hin.

§. 24.

Man halte daher die Wurzeln bis zum Verpflanzen sorgfältig bedeckt.

Wenn die Stämme gerodet worden, müssen die Wurzeln gleich zusammen gepacket, und mit Moos bedecket, auch hernach bis zum Verpflanzen eingegraben, und genugsam mit Erde bedecket werden. Sie

in

in Wasser zu legen, tauget nicht. Man weichet sie wol in Mistlache oder eingerührte Kuhfladen, ich halte aber nichts davon.

§. 25.

Wenn die Stämme gesetzt werden sollen, müssen die Wurzeln vorher untersucht, und alles gesplitterte daran rein weggeschnitten werden.

Das gesplitterte faulet an; ist aber ein reiner Schnitt, so heilet die Wunde zu; vornemlich wenn der Schnitt unterwärts zu stehen kommt. Man lasse übrigens die gesunden Wurzeln so lang wie sie sind.

Man muß auch alle kleine Fäserchen von Gräsern und andern Unkräutern, die an den Wurzeln zu haften pflegen, heraus suchen, solche wachsen sonst gleich an, und thun der Hecke Schaden.

§. 26.

Man ziehe alsdenn eine Schnur, und grabe nach solcher in gerader Linie die Erde eines Spaden breit und tief heraus.

Hat man in der Nähe gute lockere Erde, oder kann solche herbey führen, oder es sind nahebey Maulwurfshaufen, so ist gut, wenn man den Graben damit ausfüllet, oder wenigstens die ausgegrabene Erde damit vermischet, und mitlerweile die Stämme in der vorerwähnten Weite (§. 18) auf die gewöhnliche Art einsenket, so daß sie nicht tiefer in die Erde kommen, wie sie darin gestanden haben, und am Stamme daran zu erkennen ist, und daß sie überhaupt etwas höher wie der Boden umher zu stehen kommen, und die Erde neben zu etwas angerundet wird, zwischen den Stämmen aber zum Begiessen eine Rinne bleibet.

Vor

Vor allen Dingen hüte man sich, daß kein grün Kraut oder Wurzeln, noch auch trocken Holz an die Wurzeln der Stämme komme. Denn wenn das eine oder andere faulet, greifet es die Wurzeln an, und ist ihnen schädlich.

Derowegen soll man auch bey dem ersten vergeblichen Umgraben, wo sich etwa ein Grasanger findet, die Oberfläche abplaggen, und die Rasen bey Seite legen, nicht aber untergraben. Denn da diese nicht so bald verfaulen, mithin sich nicht fein arbeiten lassen, sondern in grossen Stücken bleiben, so lassen sie leicht Hölungen in der Erde, worin sich Wasser samlet, und wodurch die Luft an die Wurzeln dringet.

Ist das Land vorhero nicht vergeblich umgegraben gewesen, muß man die Graft jetzt breiter und tiefer machen. (§. 13).

§. 27.

Man soll die Stämme ja perpendicular setzen.

Einige haben rathen wollen, die Stämme gleich schrem zu legen, damit sie sofort kreutzweise durch einander geflochten werden können: dies tauget aber gar nicht.

Ein Theil der Wurzeln wird zu sehr erhoben, und kommt an die Oberfläche der Erde; die übrigen Wurzeln kommen zu tief in den Grund. Das Wachsthum eines Baums gehet perpendicular über sich, und wenn die Wurzel nicht so gesetzt wird, hat sie keinen Trieb.

Das Durcheinanderflechten geht auch bey den jungen Stämmen nicht an, da sie theils zu dick, theils zu kurz und theils krumm sind, auch dazu lang gelassen werden müssen, welches das Wachsthum hindert. (§. 127).

§. 28.

Bey Bedeckung der Wurzeln untersuche man jeden Stamm, ob er auch durchaus, ohne daß Lücken bleiben, mit lockerer Erde bedecket sey.

Man erhebet und schüttelt also die Stämme etwas, unterdessen daß die Erde beygeworfen wird: Diese muß vorher mit dem Spaden klein gemacht, und wenn sie zähe wäre, durchgearbeitet werden. Man tritt sodann die Erde mit dem Fuß gelinde bey, und hebet die Wurzel, wenn sie zu tief kommen sollte, empor.

Die Wurzeln suchet man nach der Länge in dem Graben auszubreiten, oder sticht denselben, da auch an der dritten Seite eine längere Wurzel seyn sollte, während dem Setzen lieber mit dem Spaden etwas breiter aus, als daß man Wurzeln abkürzet.

§. 29.

Eine doppelte Reihe von Stämmen zu setzen tauget nicht.

Einige bilden sich ein, daß sie die Hecke desto eher dicht bekommen wollen, wenn sie die Stämme doppelt setzen; Es erfolget aber just das Gegentheil.

Die Wurzeln ziehen sich die Nahrung weg, und die Stämme schlagen blos nach den beyden äussern Seiten Zweige, ersticken sich also unter einander.

Die Hecke wird ohne den mindesten Nutzen gleich dicker als sie nöthig wäre (§. 8). Man verbraucht zum Besetzen eine doppelte Anzahl Stämme; und erhält niemalen eine veste wehrhafte Hecke; Es bleibet eine doppelte Reihe kahler schlecht bewachsener Stämme, und das Durchflechten, welches die größte Dichtigkeit giebt, gehet gar nicht an.

§. 30.

Wenn die Stämme nun gesetzt sind, so schneidet man sie insgesammt einer Spanne lang über der Erde ab.

Man setzet sodann den Fuß unten an den Stamm, damit die Wurzel des zähen Stammes nicht herausgezogen werde. Man kann auch vor dem Setzen die Stämme beschneiden, sie lassen sich aber nicht so gut handhaben.

Indem die Wurzel sodann nur einen kurzen Stamm zu ernähren hat, wirket sie stärkere Triebe, und indem die Säfte aus denen jungen, kurz über der Erden entstehenden, Schößlingen geschwinder in die Wurzeln zurück treten können, werden diese desto mehr gestärket.

Läßt man hingegen das Reis in der völligen Länge an der Wurzel, so hat diese zu viel zu ernähren, die Säfte werden zu sehr verschwendet und ausgebreitet, ohne daß die Pflanze neue dienliche Säfte völlig zubereiten kann. Die Wurzel selber bleibt schwach, und man wird kaum merkliche Schüsse wahrnehmen.

§. 31.

Wenn das Pflanzen vollendet ist, thut man wohl, die Wurzeln etwas anzugiessen, und mit dem Fusse nochmal anzutreten.

Dieses geschiehet, damit sich die Erde ja durchaus vest ansetzen und keine Lücken bleiben mögen.

Es darf aber nicht geschehen, wenn es die Nacht frieren sollte, oder wenn die Erde ohnehin klebricht ist. Man läßt deswegen, wenn gleich die Stämme überhaupt etwas höher gesetzt, und die Erde angerundet

wird, (§. 26) doch in der Mitte eine Rinne zu Annehmung des Wassers.

§. 32.

Ist die Hecke in einen trocknen der Sonne ausgesetzten Ort gepflanzet, so muß das Begiessen den Sommer über bey grosser Dürre wiederholt werden.

Es liegt am mehrsten daran, daß die Wurzeln im ersten Sommer recht bekommen, so schadet den Pflanzen nachher nichts weiter.

Wenn man Rasen in der Nähe hat, als wenn der Boden etwa vorher abgeplagget wäre, so thut man wohl, solche sonderlich an der Sonnenseite umgekehrt an die Wurzeln zu legen; Diese halten die Sonnenstralen ab, und darunter bleibet es feucht; Man kann auch, da einer ja allen Fleiß anwenden will, die Stämme unten mit Moos bedecken.

§. 33.

Eine jung gepflanzte Hecke muß man die ersten Jahre von Unkraut frey halten, und die Erde fleißig umgraben.

Das Unkraut erstickt sonst die Stämme, ziehet ihnen Nahrung weg, und verhindert, daß die Stämme unten am Fusse keine Schößlinge treiben; dadurch kriegt die Hecke gleich unten an der Erde Lücken, welche sich schwerlich nachbessern lassen, und wenn die schlingende, stark wuchernde Arten von Unkraut (§. 106) einmal Platz gewonnen haben, so sind sie in der Folge nicht zu vertilgen, und die Hecke thut nur schwache unvollkommene Schüsse.

Wenn hingegen die Erde aufgelockert wird, kann die Feuchtigkeit besser eindringen, und die Wurzeln

breiten

breiten sich darin besser aus. Eine, die ersten beyden Jahre rein gehaltene, und fleißig aufgelockerte Hecke wird gewiß drey bis vier Jahre eher zur Vollkommenheit kommen, als wenn man sie zu Anfang im Unkraute ersticken läßt.

§. 34.

Das folgende Jahr mit Anfange des Frühjahrs schneide man die vorm Jahre noch gelassenen Enden vom Stamme dichte über der Wurzel oben in der Erde ab, und bedecke den Schnitt mit Erde.

Dieses Nachschneiden ist von dem besten Nutzen, und giebt eben Gelegenheit, veste Hecken zu ziehen. Denn wenn die Wurzeln im vorigen Sommer recht angeschlagen sind, so werden sie nun nach dem Abschneiden vier bis fünf starke Schüsse treiben, welche oft einige Schuh lang in dem nemlichen Sommer wachsen. Bleibt hingegen der alte Stümpel, so treiben die daran gewachsenen Zweige nur neue kleine krause unvollkommene Schößlinge.

Ich setze voraus, daß man an den Schößlingen von vorigem Jahre erkennen könne, daß die Wurzeln genugsam angewachsen und stark genug sind, um zu treiben. Sonsten, wo die Stämme entweder gar nicht, oder nur kümmerlich getrieben haben, muß man solche im zweyten Jahre ohngerühret stehen lassen, und mit dem Abschneiden bis ins dritte Jahr warten; auch die ausgegangenen oder seuchenden Stämme nachbessern.

Findet man beym Abschneiden, daß hin und wieder ein Stamm ausgeblieben sey, und eine merkliche Lücke entstehe, so schneidet man einen Stamm dar-

neben nicht ganz ab, sondern etwas über die Hälfte ein, bieget ihn sodann nieder, stecket ihn mit einem Haken vest, und bedecket alles mit Erde. Der Schnitt muß aber ja bedecket seyn, daß die Sonne nicht daran scheine.

§. 35.

Wenn die nach dem Abschneiden ausgetriebene Schößlinge stark genug sind; so werden sie Kreuzweise durcheinander geflochten.

Der Erdboden muß sehr gut, und die Stämme von trefflichem Triebe seyn, wenn dieses Durchflechten schon im folgenden Jahre nach dem Abschneiden geschehen kann; haben die jungen Schüsse noch nicht die völlige Länge und Stärke, so läßt man sie ohnberührt und wartet noch ein Jahr.

Man geht weit sicherer, wenn man nicht zu früh anfängt durchzuflechten, sondern den Reisern Frist gönnet, daß sie die völlige Dicke erreichen.

Zu diesem Durchflechten gehöret ein gewisser Handgriff, der sich nicht gut beschreiben läßt, den man aber durch wiederholte Uebung erlernet.

Zwo Personen knien an beyden Seiten der Hecke und nehmen solche zwischen sich.

Hierauf sondern sie die Schüsse von einander, und biegen wechselsweise einen zur Rechten den andern zur Linken über einander, und sich einander nach der Gegenseite zu und wieder zurück.

Wenn überflüßige Reiser ausgewachsen wären, und mehrere als zum Durchflechten gebraucht, so werden sie dichte an der Wurzel weggeschnitten; Es taugt nicht, wenn die Hecke von Anfang an zu viel alt Holz hat.

Wenn

Wenn die Reiser schon lange Nebendornen oder Sprossen getrieben haben, welche das Durchschlingen hindern würden, schneidet man sie dichte am Reise ab. Solchergestalt kann man die ganze Hecke Rautenweise durcheinander flechten, und die durch- und übereinander geschlungene Reiser wachsen so dichte in einander, daß man sie nach Jahr und Tag nicht wieder aus einander bringen würde.

Wo hin und wieder Lücken bleiben, sucht man von der andern Seite her ein Reis zu ersparen und einzuflechten.

Der ganze Vortheil bestehet darin, daß die beyden Leute übereinstimmen, und sich die Reiser geschickt zu- und nachdem sie über einander geleget worden, wieder zurück zu schieben wissen.

Sie müssen sich dazu, sonderlich wenn die Hecke stark ist, mit Handschuen von dickem Leder versehen, und in solchen doch die Finger zu gebrauchen lernen.

Um die Knie müssen sie gleichfalls dick Leder binden, weil sie sonst beym Knien sich oft in die abgeschnitten Dornen stechen würden.

Die Arbeit scheinet im Anfange mühsam und verdrießlich; Es will sich also nicht leicht jemand dazu bequemen; Diejenigen, welche aber einmal daran gewohnt sind, finden sie lustig und thun sie gern.

Wenn auch zwey Leute erst in der Uebung sind, können sie ziemlich viel im Tage beschicken, und es geht damit geschwinder, wie man meinen sollte.

Ich habe dazu selber Leute zurecht gewiesen, welche die Handgriffe gar bald lerneten.

§. 36.

Wenn beym Durchflechten Reiser einknicken, schadet es nicht.

Man braucht solche nicht, wenn sie gleich halb abgebrochen wären, abzuschneiden, sondern fähret mit dem Durchflechten fort; Sie wachsen doch, ja man schneidet oder hauet zu Zeiten Stämme, welche zu weit ausstehen und sich nicht recht biegen lassen, auf ein Drittel bis auf die Hälfte ein. (§. 34)

§. 37.

Vor allen Dingen soll man oben die Spitzen von den Reisern nicht abstutzen.

Selten erlangt die Hecke gleich beym ersten Durchflechten die Höhe, welche sie haben soll, also muß man die Spitzen herausstehen lassen, daß sie nachwachsen.

Werden sie hingegen abgestutzet, so treiben sie neben dem Schnitte starke, kurze, zum Einflechten untaugliche, Nebenschüsse, und das abgeschnittene Reiß wird zu einem dicken Stamm.

§. 38.

So lange bis die Hecke im Stande ist, darf keine Scheere daran kommen.

Man muß, wo einigermaassen noch Lücken sind, Reiser durchzuflechten trachten; dies geht nicht an, wenn sie abgestutzt worden. Ein abgestutztes Reiß treibt auch sofort Nebenschüsse, dadurch wird die Hecke ungeschickt dicke.

Nebenreiser, die nach dem Durchflechten übrig sind, schneidet man mit dem Messer dicht am Stamme weg; auf diese Weise erhält die Hecke ein rechtes Geschicke; wird so vest, daß kein Hase durchkriechen kann, und ist kaum einer Handbreit dick.

§. 39.

Nach dem ersten Durchflechten bleibt die Hecke abermal ein Jahr ungerührt, und alsdenn wird sie nachgeflochten.

In dem folgenden Jahre sind die neu getriebenen Reiser noch zu schwach, man kann der Hecke noch keine Vestigkeit geben, und wenn jene zu früh gebogen werden, wachsen sie wenig mehr.

Es giebt kein gutes Ansehen, wenn das Geschlungene von der Hecke krumm und schief, bald nach der einen, bald nach der andern Seite aushänget. Daher muß man nicht zu eilig seyn; Es dauret sonst doch zu lange, bis man die Hecke vollendet siehet, das übereilen hilft nichts.

Sollte die Hecke Krümmungen haben, so sucht man ihr durch darneben geschlagene Pfäle, woran man mit Weiden die Hecke heftet, die Richtung zu geben, oder man stecket einen todten steifen Stock durch die Hecke.

Das Nachflechten geschiehet auf die nemliche Art, wie vorhin.

§. 40.

Wenn die Hecke im zweyten Durchflechten noch nicht hoch genug ist, so läßt man die Spitzen noch weiter wachsen, und flechtet sie nach zwey Jahren zum drittenmal.

Man muß mit diesem dritten Flechten gewiß zwey Jahr, und wenn man vorhin eilig gewesen, wol gar bis ins dritte oder vierte warten, weil die Hecke nun höher, mithin die Reiser schwächer werden. Die zur Seite gebogene und durchschlungene Reiser treiben auch bey weiten nicht so stark, als wenn sie perpendicular über sich stehen.

§. 41.

Wenn die Hecke jetzt hoch genug ist, so muß man die Spitzen der Reiser noch nicht abschneiden, sondern unter sich biegen und verstecken.

Dadurch, daß die Spitze des Reises bleibt, und unter sich in der Hecke, nach Art der Korbmacher durchgeflochten und versteckt wird, bleibt es schwach und wächst fort.

Wird es hingegen oben abgestutzet, so treibt es gleich stärker aus, die Hecke kriegt einen breiten Rükken, und treibt alle Jahr hohe gerade über sich stehende Schüsse; unten am Fusse hingegen verlieret sich das Wachsthum.

§. 42.

Man soll überall kein Reis perpendicular aufwachsen lassen.

Wer die Probe macht, wird nach einem Jahre finden, daß dieses vor den übrigen eine merkliche Dicke gewonnen hat; wenn die Hecke aber erst dicke alte Stämme hat, wird sie garstig und löcherícht. Sind hingegen alle Reiser auf die nemliche Art schief zur Seite, und zuletzt oben in der Spitze nach einem Winkel wieder unter sich gebogen, so bleibt die ganze Hecke gleich zierlich, und es wird nie ein merklich dikkerer Stamm zum Vorschein kommen.

Alle Reiser bleiben um so eher dünne, da sie durch das überschlingen von unten bis oben in Zick Zack gebogen sind, und die Säfte darin aufzusteigen gehindert werden.

Dieses hat auch den Nutzen, daß dergleichen Hekken noch jederzeit unten an der Wurzel stark austreiben,

ben, dahingegen andere mit den Jahren unten kahl werden, und nur oben treiben.

§. 43.

Nunmehro darf man erst eine Scheere daran bringen.

Wenn die Hecke nun ihre Höhe hat, die Spitzen unter sich gebogen, und alle Lücken darin nachgebessert sind, so hat sie ihre Vollkommenheit; bis dahin muß man eigentlich nur blos das Messer gebrauchen; Jetzt aber, wenn alles einmal in Ordnung ist, so wird sie auf die gewöhnliche Art mit der Scheere beschnitten. Bis dahin muß man billig ein jedes zur Seite auswachsendes Reis erst untersuchen, bevor es abgeschnitten wird, ob man es auch zur Ausfüllung einer Lücke beybehalten und zur Seite einflechten solle. Die überflüßigen aber müssen, um die Hecke dünne zu erhalten, mit dem Messer gerade am Stamme abgeschnitten werden.

§. 44.

So lange bis die Hecke ihre völlige Höhe und Stärke hat, muß sie sorgfältig gegen den Anfall des Viehes bewahrt werden.

Es ist gar schädlich, wenn das Vieh die jungen Loden abkneifet; Eines theils ist daran gelegen, daß solche zum Durchflechten in gerader Linie auswachsen, andern theils hat der an dem zarten Reise zurückbleibende Geifer aus dem Maule des Viehes etwas höchst nachtheiliges und giftiges: Er muß sich dem Safte der Pflanzen mittheilen und damit vermischen; man wird bemerken, daß eine einmal vom Vieh abgebissene Pflanze in vielen Jahren keine frische Schüsse treibet.

Nächstdem bemerke auch, daß eine einmal angetastete Stelle, so oft Vieh in die Nähe kommt, jedesmal am ersten wieder Anfall leidet, und bey mir bleiben in einer vor zwölf und mehrern Jahren angelegten Hecke noch immer die Stellen kenntlich, welche vom Vieh abgebissen worden: Hier bleibt sie niedrig, die alten Reiser sind mit weissem Moos bedeckt, und thun keine Schüsse, wenn gleich darneben Reiser über Ellen lang aufgewachsen waren.

§. 45.

Einer neu gepflanzten Hecke muß derowegen eine Vertheidigung gegeben werden.

Sie wäre denn in eine Gegend gepflanzet, wohin überall kein Vieh kommen kann. Man befriediget aber eine Hecke auf eine doppelte Art;

1) **Durch einen vorher gezogenen Graben:** Dieser setzet voraus, daß uns das Erdreich jenseit der Hecke auch gehöret, und daß das Land von keinem Werthe sey. Denn der Graben nimmt so viel Land weg, welches man zu nichts gebrauchen kann. Diese Art von Befriedigung findet indessen sodann statt, wenn uns an dem Lande nicht viel gelegen ist, oder wenn die Gegend überhaupt niedrig ist, und man also die Linie zu der zu setzenden Hecke gern etwas erhöhen will, wie oft nöthig ist; oder man hat daselbst zu Abführung des Wassers einen Abzuggraben nöthig; oder man hat böse Nachbaren.

2) **Durch eine trockne Bezäumung.** Diese ist die gewöhnlichste; eine doppelte grüne Hecke zöge der andern die Nahrung weg, und erforderte doppelte Wartung und Vorsorge.

Bey

Bey einer trocknen Bezäumung ist vornemlich zu bemerken, daß solche so weitläuftig, wie immer möglich, gemacht werden muß, damit die Luft frey durchstreiche; Denn wenn die jung gepflanzte Hecke dumpficht und im Schatten steht, so wächst sie langsam und schlecht, oder vergeht wol gar, sonderlich an der West- oder Nordseite.

Eine dichte Planke tauget gar nicht, denn solche läßt keine Luft durch.

Ein vester Zaun ist fast noch schädlicher, solcher ist breit; Es samlet sich darin allerley, der Hecke schädliches, Ungezieffer, und da die Wasen, Dornen, oder Heyde, womit man den Zaun zu bedecken pflegt, weit überhangen, so ersticket die Hecke darunter.

Am besten zur Befriedigung ist, wenn man Reisig von Schwarzdornen, Prunus spinosa hat; dieser ist zäh; läßt sich auf die nemliche Art, wie (§. 35) von den Weißdornen beschrieben worden, durchflechten; giebt so durchgeflochten ein artiges Ansehen; hindert dem Wachsthum der Hecke überall nicht, und dauret verschiedene Jahre. Das Vieh fürchtet die Stacheln und vergreift sich nicht daran; kann auch die durchflochtenen Reiser, wenn sie einmal trocken und steif sind, nicht auseinander bringen: Menschen können eben so wenig übersteigen, oder anders als mit der größten Gewalt durchbrechen.

Das untere Ende der abgehauenen Schwarzdornreiser wird anderhalb bis zween Fuß weit von der Hecke in die Erde gestossen, alsdenn werden sie durchgeflochten, und damit diese trockne Hecke desto bessern Widerstand leiste, werden hin und wieder Pfähle in die Erde geschlagen, und mit einer gedreheten Weide an die Dornen vest gebunden. Es werden aber zu

diesem Durchflechten keine empfindliche Hände und dicke Hanschuhe erfordert.

Wo die Schwarzdornen fehlen, oder Niemand sich zum Durchflechten bequemen will, läßt man dünne Pfähle oder Zaunstaken hauen, setzt solche an der Hecke heraus, weitläuftig neben einander, so daß kein Schaaf oder Schwein durchkriechen kann; Flechtet solche hin und wieder mit losen Reisern durch, daß sie luftig bleiben, und verbindet sie oben an der Spitze einer Spanne hoch mit ordentlich durchgezäunten Weiden, damit sie nicht auseinander weichen können.

§. 46.

Ich sehe voraus, daß man mir einen doppelten Einwurf machen werde.

Der erste ist: daß man lange warten und arbeiten müßte, ehe eine solche Hecke zur Vollkommenheit komme.

Dies ist wahr: allein ich finde nicht, daß eine andere Art von Weißdorn-Hecken geschwinder vollendet werde.

Ich kann zwar, wenn man die Stämme dichter setzet, und fort wachsen läßt, nach einigen Jahren eine Art von Hecken haben, sie ist aber nicht dichte; giebt keine veste Befriedigung ab; bleibt fehlerhaft; erhält nach wenig Jahren eine Breite von einigen Schuhen; wird darauf unten trocken; man sieht trockne Stämme; es entstehen Lücken; alle Jahr muß ausgeflickt werden; und eine solche Hecke leistet nie rechten Nutzen.

Es beruhet also auf eines jeden Wahl, ob er lieber ein paar Jahre länger warten, und sodann etwas schönes, dauerhaftes und standvestes haben will; oder

ob ihm genug ist, nur dem Namen nach eine Befriedigung anzulegen.

Ich setze, die Hecke wachse langsam, und man lasse ihr die völlige Zeit; so wird sie dies Jahr gepflanzet; über zwey Jahr wird sie in der Erde abgeschnitten, zwey Jahr darauf eingeflochten; zwey Jahr weiter, nachgeflochten, und nach zwey Jahren zum drittenmal durchgeflochten; Mithin habe nach 8 bis 10 Jahren eine Hecke, die hundert und mehrere Jahre dauret, und gar keinem weitern Wandel unterworfen ist.

Ist es aber nicht vernünftiger, vier bis sechs Jahr länger zu warten, und alsdenn etwas dauerhaftes zu haben, welches zugleich schön in die Augen fällt, und uns in der Folge die Arbeit erleichtert; als blos darauf zu sehen, wie man für das gegenwärtige am geschwindesten von der Arbeit komme.

Ich habe es auf mehrere Art versucht, finde aber meine Vorschrift die beste. Die schönsten der Vorschrift gemäß gezogenen Hecken habe in der Campagne von 1758 vor Wesel gesehen. Die Franzosen hatten wegen einer befürchteten Belagerung die Gärten demoliren lassen, und mit der größten Mühe alle Stämme recht in der Erde abhauen müssen, weil alles gleich über der Erde bewachsen und durchschlungen war. Eine Hecke von hundert und mehrern Schuhen war in einem Stücke umgefallen, und es war nicht möglich, solche aus einander zu bringen. Denn die Zweige verwachsen da, wo sie übereinander gebogen werden, ordentlich zusammen und in einander. Dieses hat ausserdem, daß man sie gar nicht auseinander biegen, mithin nimmer ein Loch einbrechen kann, noch einen andern Nutzen; nemlich wenn gleich ein oder mehrere Stämme unten in der Wurzel ersterben und

aus-

ausgehen sollten, so entstehet daher keine Lücke, und die aus der Wurzel gewachsenen Reiser gehen deswegen nicht aus, sondern sie ziehen aus den übrigen Reisern, mit denen sie zusammen gewachsen sind, so viel Nahrung wie sie brauchen; Dies ist ein Vortheil, den man auf keine andere Weise erreichet.

§. 47.

Ich erwarte noch einen zweeten Einwurf (§. 46): Diese Art Hecken falle kostbar.

Dies ist wieder wahr; Man zeige mir aber eine andere Art, wo man mit weniger Kosten das nemliche erhalten kann, so will dieselbe gerne annehmen. Ich habe alle übrige Arten im Grunde kostbarer gefunden. Denn, wenn hier nun die ersten Kosten angewandt sind, so hat man auch etwas beständiges und dauerhaftes, und es fallen überall keine weitere Kosten vor; Bey andern Hecken ist hingegen alle Jahr was nachzuflicken, und nach 40 bis 50 Jahren sind sie alt und heßlich.

§. 48.

Wie viel eine solche Hecke anzulegen koste, davon läßt sich kein gewisser Anschlag machen.

Es macht gleich einen grossen Unterscheid, ob der Erdboden sich leicht oder mühsam verarbeiten läßt; ob er stark treibet, und die Hecke bald wächset, oder ob man lange nachbessern muß. So kommt es beym Durchflechten auch darauf an, ob die Reiser schon stark und häufig, oder nur schwach und einzeln sind, und ob die Leute in der Arbeit geübt sind.

Wer einen ohngefehrlichen Ueberschlag machen will, wie viel bey ihm eine Hecke etwa auf 100 Ruthen zu ziehen kosten mögte; der versuche

1) Wie

1) Wie viel zwey Leute unter hinlänglicher Aufsicht in einem Tage, oder nur in gewissen Stunden umgraben können. §. 14.

2) Wie viel Stämme zwo Personen in einem Tage roden, und wie viel solche herbey zu schaffen koste. §. 18.

3) Wie viel Stämme sich in einem Tage setzen lassen.

4) Wie viel zwey Leute in einem Tage durchflechten.

So kann man eine ziemlich zutreffende Berechnung machen.

Wenn man alles blos in Tagelohn und für Geld machen lassen müßte, würden die Kosten ziemlich hoch fallen; Man besorget aber dergleichen Arbeiten gemeiniglich durch eigene Leute bey müßigen Stunden; ein jeder hilft dabey; und so sparet man eine baare Geldauslage, und erreicht den Endzweck.

§. 49.

Eine solche Weißdorn-Hecke wird bis zur Höhe von drey, vier, bis höchstens fünf Schuh gezogen.

Man hat sodann den Vortheil, daß man überweg sehen kann, und diese Höhe ist genug, daß Menschen und Vieh davor kehren müssen.

Will man sie höher haben, so erfordert es zu viel Zeit, und sie wird unten leicht trocken. Es kostet mehr Mühe und Zeit, sie jährlich zu beschneiden, und die Höhe ist auch denen nebenstehenden Gewächsen schädlich.

Eine Weißdorn-Hecke habe gesehen, welche die Höhe von zehn bis eilf Schuh hatte, und von unten

bis

bis oben ziemlich gut bekleidet war; Sie stand aber im Schutz und in fettem Boden, und würde, wenn sie Anfall vom Vieh gehabt hätte, an der Erde kaum Wiederstand geleistet haben. Die Höhe ist überall von keinem Nutzen, sondern man muß bey einer Hekke nur auf die Vestigkeit an deren Fusse sehen, wo am leichtesten etwas durchkriechet, sollte es auch nur ein Hase oder Huhn seyn; Es wäre denn in Gegenden wo starke Wildbahnen sind, wo man sich freylich auf Befriedigungen von 7 bis 8 Schuh hoch schicken muß.

§. 50.

Wenn eine Hecke einmal im Stande ist, muß sie alle Jahr nach Johannis mit einer Scheere beschnitten werden.

Diese Zeit zu Beschneidung der Hecken ist die beste. Denn beschneidet man sie im Frühjahr, so werden die den ganzen Sommer durch wachsende Reiser zu stark, und können im folgenden Frühjahr nicht anders, als mit grosser Mühe abgeschnitten werden;

Früh im Jahr kann man auch nicht zum Beschneiden gelangen, und wenn es etwas zu späte wird, so verbluten sich die abgeschnittenen Reiser, welches man sonderlich an Heimbüchen siehet, die, gleich einem Weine, den Saft auslassen, und darauf trockne Spitzen erhalten.

Um Johannis aus ist der erste Wuchs vollendet, die Reiser sind aber noch weich, und lassen sich leicht abschneiden; wüchsen sie fort, so würden sie zu stark; Indem sie abgeschnitten sind, treiben sie kleine schwache Nebenschößlinge: die Hecke wird also dicker belaubt, und man kann den folgenden Johannis sowol

die

die eben frisch gewachsenen als auch die Reiser von vorigem Herbste wegschneiden.

Bey dem Beschneiden muß, so viel möglich, dichte am alten Holze geschnitten werden, das alte Holz selber ist zu stark, um es mit der Scheere zu zwingen; läßt man zu viel jung Holz stehen, so wird die Hecke jährlich breiter, welches sie heßlich macht. Wenn alle Jahr nur ein halber Zoll an jeder Seite stehen bleibt, so ist die Hecke nach zwölf Jahren schon um einen Schuh breiter.

§. 51.

Man pflegt in oder neben den Hecken hochstämmige Obst- oder andere fruchtbare Bäume zu setzen; Es hindert solches aber dem Wachsthum der Hecke.

In der Reihe der Hecke selbst dergleichen Bäume zu setzen, ist gefährlich, denn die Hecke erhält allemal eine Lücke, und kann sodann nicht durch einander geflochten, mithin zu keiner vesten Gegenwehr gemacht werden.

Die Bäume nahe daran zu setzen, ist fast eben so gefährlich; denn sie werden bald dicker, treten an die Hecke; ihr Tropfenfall ist dieser schädlich, sie erstikket, oder wird im Wachsthum aufgehalten.

Wer also eine veste, dichte Hecke haben will, soll nicht eher Bäume daran setzen, bis sie recht im Stande ist; alsdenn müssen die Bäume doch wenigstens 4 Schuh entfernet bleiben, und man soll dazu keine dicht belaubete und zu viel Schatten gebende Bäume nehmen, z. E. wilde Kastanien.

Ist die Hecke aber einmal recht bestaudet, und man bleibt genugsam entfernet, so thut es der Hecke nicht so vielen Schaden, die Bäume verderben aber das

nebenliegende Land, und hindern, wenn es ein Saatacker ist, dem Pfluge; Ich rathe also nicht dazu, es sey denn auf einem freyen Anger, woran uns nicht viel gelegen ist, oder daß die Hecke nicht zur Befriedigung, sondern nur des Ansehens wegen gezogen wird, mithin Lücken darin nichts schaden. Die Bäume müssen auch weitläuftig gesetzt werden, damit die Kronen nicht an einander wachsen, weil sonst die Hekke ersticken mögte; Man pflegt alle 30 Schritt oder 60 Schuh einen Baum zu pflanzen: oder es müßte uns denn eben an Erhaltung eines schattigen Spatzierganges gelegen seyn.

§. 52.

Wer in einer morastigen niedrigen Gegend eine Hecke ziehen will, muß erst bedacht seyn; das Wasser abzuleiten, und einen vesten trocknen Grund zu haben.

Wenn eine Hecke des Winters im Wasser stehet, oder der Boden ist morastig, so wird sie nicht bekommen, sondern ersaufen oder versinken.

Man muß sodann erst auf den Abzug des Wassers arbeiten, und tiefe Graben ziehen; will man keinen offenen Graben lassen, sondern dem Wasser unter der Erden einen Abfluß geben, so füllet man in den Grund auf eine Tiefe von wenigstens sieben Schuh, in Wasen gebundene Schwarzdornen, bedecket solche mit grossen rauhen Steinen, streuet, wo man Heyde und Torf hat, solche darzwischen, läßt auch, wo Steine rar sind, solche ganz weg; die Schwarzdornen dauren sehr lange, wenn sie tief genug liegen und nie trocken werden: Die Steine drucken sie nieder, daß sie nicht nachsinken: man kann, wo die Steine nicht rar sind, die Abzüge allein damit anfüllen, wenn ganz

grosse

grosse Steine in den Grund und kleinere überher kommen. Alsdenn rinnet stets das Wasser zwischen den Steinen durch, und erhält sich den Durchgang: Es kommt nur darauf an, ob man eine Anhöhe hat, und dem Wasser den Abzug geben kann. Man füllet in Ermangelung eines andern den Graben auch mit blosser Heyde, oder Torf, oder Weidenbusche aus.

§. 53.

Wenn eine Weißdorn-Hecke recht gut seyn soll, so muß sie durchaus gleich hoch und stark, auch grün bewachsen, ins besondere aber am Fusse recht durchgeschlungen seyn.

Man darf keine kahle Stämme, keine vorzüglich dicke Stämme, noch weniger Oeffnungen darin bemerken, sie darf keine Krümmen haben, und nicht über eine Spann breit seyn. Ist sie gehörig durchflochten, und sie wird zu breit; so kann man ihr helfen, wenn man mit dem Messer die verhärteten Knoten wegschneidet.

§. 54.

Wenn man zweifelhaft ist, ob eine Weißdorn-Hecke wachsen werde, oder ob man eine andere Pflanze zur Hecke vorziehen solle, muß man sich in der Nachbarschaft umsehen, und kleine Versuche machen.

Die Nachbaren belehren uns gemeiniglich am besten aus ihren vorhin angestellten Versuchen, was zu machen sey.

Die Natur läßt sich nicht zwingen, oder wie die Franzosen sagen, La nature ne veut point être forcée. Wo also gar keine Weißdornen wachsen wol-

len, wird man vergebens Fleiß daran wenden; Ich kenne noch zur Zeit nur ein einziges Erdreich, wo sie nicht gut fortkommen, und wo eine andere in der folgenden Abtheilung zu beschreibende Art von Befriedigung einen Vorzug haben mögte; Dies ist ein freyes offenes, den ganzen Tag der Sonne ausgesetztes, Feld, von losem trocknen Sande. Ich habe gleichwol versuchet, daß sich auch daselbst Weißdornen anziehen lassen, wenn man ihnen einigermaassen Schutz, und dem Erdreiche eine Verbesserung geben kann. Man muß nur mehrern Fleiß daran wenden und einige Jahre länger warten.

Das schlimmste ist, daß man in dergleichen offnen Gegenden, das Vieh, und insonderheit die dort gewöhnlichen, sehr gefräßigen, Heidschnucken, nicht wohl abwehren kann, indem die bald nachschurrende Graben dagegen nicht sichern. Der Schwarzdorn pflegt auch dort rar zu seyn, und wenn des Sommers eine starke Dürre einfällt, und man kann mit dem Begiessen nicht vorkommen, oder versäumet solches, so erstarren die jungen Stämme, und wenn sie einmal verdorben sind, thun sie keine weitere gute Schüsse.

Durch gehörig angewandten Fleiß, und durch fleissiges Begiessen habe ich in einem magern trocknen Sandboden auf einige hundert Schritte eine Weißdorn-Hecke in einer Zeit von vierzehn Jahren bis zu der Höhe von vier bis fünf Schuh gebracht. Dabey aber noch eine Anmerkung gemacht, daß wenn man Ort= oder andre grosse Steine im Grunde befürchtet, man den Boden umrojolen, und die Steine herausbringen müsse; sonst wird das Wachsthum merklich dadurch aufgehalten.

§. 55.

§. 55.

Sollte eine Hecke in der Jugend abgefressen seyn, so ist fast kein ander Mittel, als sie unten in der Erde abermals abzuschneiden, und frisch ausschiessen zu lassen.

Man muß zwar sodann ein paar Jahr länger warten, hat aber doch eher Hoffnung, die Hecke zu vollenden, als wenn man die abgefressenen Stümpel stehen läßt, welche gar nicht weiter fortwachsen.

§. 56.

Wo man alte abgängige Hecken hat, soll man solche nicht ausroden, sondern erneuern.

Ich habe dieses aus eigener Erfahrung versucht, indem am Garten eine alte, unten ganz kahle, Hecke von Weißdornen hatte, worin schon Lücken von drey bis vier Schuh waren. Ich ließ davon eine Ecke ausroden: dies war erstaunlich mühsam; der Weißdorn treibt starke Wurzeln unter sich und neben sich, welche schwer loszumachen sind. Die an deren Stelle gepflanzten, und dem Anfalle des Viehes ausgesetzten Stämme wollten nicht wachsen, und ich mußte an die funfzehn Jahr künsteln, ehe die junge Hecke wehrhaft ward; den übrigen Theil ließ erneuren, und hatte im dritten Jahre eine schöne veste neue Hecke. Dies Erneuern geschiehet auf folgende Art: alle veraltete kahle dicke Stämme werden über der Wurzel, so tief man kommen kann, abgehauen: sind junge Nebenschößlinge vorhanden, so schonet man solcher, und flechtet sie gleich durch einander: Fehlen diese, so muß man bis übers Jahr warten; die alten Stämme treiben häufig über der Wurzel aus. Die dazu gebrauchten geschickten Leute wußten diese alte Hecke so künstlich

zu erneuern, daß sie ausgegangene Lücken von vier bis fünf Fuß durch das Niederbiegen der vorhandenen Reiser ausfülleten, und daß die Hecke gleich von Anfang vest und gut, auch weit besser, als die neu gepflanzte war; Es war nicht mal nöthig, sie noch für das Vieh zu sichern; Sie war nur noch zu niedrig, und mußte nach zwey Jahren noch mal nachgeflochten werden.

Eine solche zu erneurende Hecke muß man zwey Jahr vor dem Aushauen gar nicht beschneiden, sondern ins Wilde wachsen lassen, um starke gerade junge Schößlinge zum Einflechten zu haben.

§. 57.

Einen Fehler hat eine solche Weißdorn-Hecke, daß man gar keinen Nutzen davon ziehen kann, als die Befriedigung selbst.

Wenn die Weißdornen zu dicken Stämmen wachsen, geben sie eines der allerdichtesten und vestesten Hölzer, welches zu mancherley Behuef zu gebrauchen ist. Nach gegenwärtiger Vorschrift darf die Hecke aber keine dicke Stämme geben, und muß so durch einander wachsen, daß man kein Reis daraus absondern kann.

Von den Früchten der Weißdornen, welche man ihres mehligten Geschmacks wegen **Mehlbeeren, Mehlfäßgen** nennet, weiß gar keinen Nutzen.

Man pflegt die Blumen wol des Frühjahrs als einen Thee zur Blutreinigung und Abführung zu trinken, sie haben aber einen unangenehmen Geschmack.

Die Dauer- und Wehrhaftigkeit des Baums giebt ihm Vorzüge genug, und er hat zugleich ein feines Ansehen; da er häufige kleine Reiser treibet, nicht

sperhaft

sperhaft wächset; die kleinen artig eingeschnittenen häufigen Blätter ein angenehmes grün haben, von Raupen eben nicht gefressen werden, und im Frühjahr zwischen denen Doldenweise zusammen wachsenden weissen Blumen; im Herbste aber zwischen den scharlach rothen Beeren das Auge ergötzen.

§. 58.

Als einen andern Fehler kann man dabey angeben, daß sie gegen Rothwild oder Hirsche nicht hinreichend ist.

Denn da sie nicht hoch genug wird, setzen diese darüber weg; wo man also Gefahr davon zu befürchten hat, muß man auf andere Befriedigungen denken. (§. 49)

§. 59.

Noch einer Art, Weißdorn-Hecken anzulegen, muß erwehnen. Man schneidet Reiser davon, und leget solche in Graben, welche mit guter Erde angefüllet worden, neben einander.

Ich finde diese Art in einigen Haushaltsbüchern vorgeschlagen, habe sie aber nirgends in Ausübung gebracht gesehen, zweifle auch, ob man gut dabey fahren werde: Man soll die zu legenden Reiser an beyden Seiten anbrennen, damit sie nicht faulen, und da sie an den Enden nicht ausschlagen, muß man sie, wie die Figur zeiget, legen; So sollen sie Zweige und Wurzeln schlagen, und eine gute Hecke geben, wenns wahr ist.

Vierte Abtheilung.

Von mit Birken bepflanzten Wällen.

§. 60.

In sandigten Gegenden hat man eine Art von Befriedigung, welche allgemeiner gemacht zu werden verdient: Man führet Wälle auf, und bepflanzet solche auf dem Rücken mit Birken.

Ich habe oben §. 54 schon erwehnet, daß in weitläuftigen trocknen Sandgegenden die in der Ebne gepflanzten Weißdornen schwerlich zum Anwachs gebracht werden, und es gehet mit den mehrsten andern Pflanzen so.

Zudem hat man in solchen Gegenden die bekannten Heidschaafe oder Heidschnucken in grosser Menge und in vielen Heerden; welche in der sooren trocknen Heide sehr begierig darnach sind, wenn sie von Ferne ein grün Blättgen erblicken, auch gleich den Ziegen alles abbeissen; Sie sind dabey wild, laufen geschwind, klettern gut, und setzen über Graben.

Indem man nun gegen ihre Anfälle die Felder zu sichern trachtet, so ist dazu kein besser Mittel, als die erwehnten Wälle; welche die Einwohner in der Grafschaft Hoya Graben nennen.

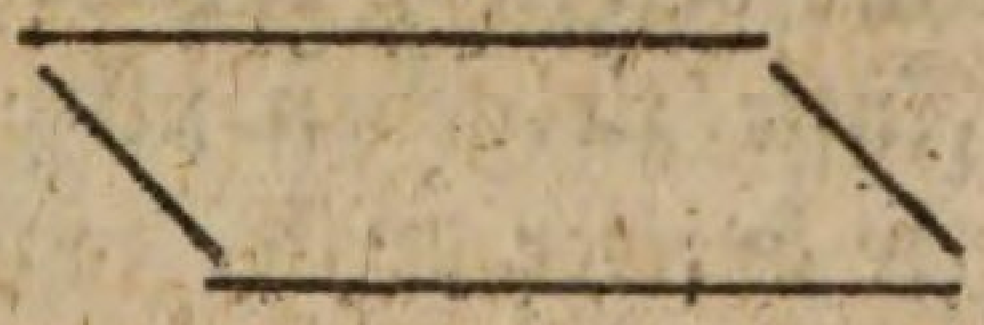
§. 61.

Man läßt, wo ein schlechter durchgewachsener Heidanger ist, Rasen, oder nach niedersächsischer Mundart, Soden stechen, ohngefehr in der Länge und Grösse eines Ziegelsteines, aber etwas dikker,

ker, mithin einen Fuß lang, einen halben Fuß breit, und vier bis fünf Zoll dick.

Die Soden müssen, so viel möglich, von gleicher Grösse gestochen werden, weil sie sodann sich besser legen lassen.

Die Oberfläche in dergleichen Sandgegenden pfleget, so weit sie mit Wurzeln durchgewachsen ist, eine Vestigkeit und schwärzliche Farbe zu erhalten, wenn der Sand darunter gleich lose und gelb ist; So dick nun die Oberfläche zusammen hänget, und die Soden ohne zu zerkrümeln weggetragen werden können, kann man sie stechen lassen. Die Soden werden an beyden Enden schrem, als ein verschobenes Viereck, oder Rhomboides gestochen, wie die Figur zeiget:



Diese Schremigkeit giebt Gelegenheit, daß die Soden besser gepackt werden können, und vester zusammen schliessen.

§. 62.

Gemeiniglich hat man, wo dergleichen Wall gezogen werden soll, gleich an der einen Seite eine bewachsene Heide, wo die Soden gestochen werden.

Deren Anfahrung erfordert also nicht viel Mühe; Man muß sich nur hüten, daß man dem zu legenden Walle nicht zu nahe komme, damit er einen vesten Fuß behalte; denn wenn er auf losem Sande zu liegen kommt, schurret der Sand leicht weg, oder der Wind treibt ihn fort, so sinkt der Wall nach.

§. 63.

Man ziehe also zuforderst eine Linie, woher die äussere Kante des Walles kommen soll; Messe davon ausserhalb noch zween Schuh ab, und fange daselbst an, die Soden zu stechen.

Alsdenn können zwo Personen, welche Soden stechen, sie gleich dem dritten, welcher sie in Ordnung bringt, zur Hand legen, oder eine Person sticht, was der andere leget.

§. 64.

Man mißt hiernächst auch die dem Walle zu gebende Breite an der andern Seite ab.

Man sieht darnach, daß der Wall durchaus eine gleiche Breite und eine gerade Linie erhält.

Die gewöhnliche Breite, welche man einem solchen Walle am Fusse zu geben pflegt, ist von vollen fünf Schuhen; je breiter er ist, je mehr Erde behalten die Pflanzen oben zum Wachsen.

§. 65.

Wenn die Linie und Breite abgesteckt ist, ebnet man die Oberfläche des Bodens etwas, und fängt sodann an, die Soden in gerader Linie, so dicht wie möglich, an einander zu legen.

In den Heiden pflegen häufige bewachsene erhabene Maulwurfs- und Ameisenhaufen oder Bulten zu seyn, wenn solche bleiben, kann man die Soden nicht vest legen.

Die Soden werden so gelegt, daß die Oberfläche oben bleibt.

§. 66.

Wenn die unteren Reihen von Soden an beyden Seiten geleget sind, fängt man eine zwote Reihe

he an, und fährt damit fort, so daß die obern allemal um ein weniges eingezogen werden.

Der Wall muß um der Vestigkeit willen, oben etwas spitz zulaufen, es muß aber so wenig, wie möglich, seyn; weil die, gern kletternde, Schaafe, wenn er nur im mindesten schrem ist, gleich hinanspringen. Es würden auch die oben auf zupflanzende Birken zu wenig Erde behalten.

Wenn der Wall unten 5 Schuh hat, so läßt man ihm oben eine Breite von 4 Fuß, und dies ist das beste Verhältniß.

§. 67.

Wenn ein paar Reihen Soden gelegt sind, so fängt man an, den Zwischenraum mit dem unter den gegrabenen Soden vorfallenden losen Sande zu füllen.

Man macht auch wol neben dem Walle heraus einen ordentlichen vertieften Graben, um das Vieh besser abzuhalten.

§. 68.

Auf diese Weise fährt man fort, bis der Wall die Höhe von vier Fuß erreicht hat.

Hat man in der Nähe etwas bessere Erde, so versparet man solche bis in die Höhe des Walles, um denen darin zu setzenden Birken bessere Nahrung zu verschaffen. Man legt oben die Soden gern etwas höher, als die Erde darzwischen, damit bey einem Regen das Wasser nicht so leicht abfliesse, und mehr Feuchtigkeit im Sande zurück bleibe.

§. 69.

Wie viel einen solchen Wall aufzuführen koste, kann man nach den Umständen eines jeden Orts überschlagen. Ich

Ich habe in einer Heidgegend dergleichen Wälle durch zwey in der Arbeit geübte Leute aufführen lassen, denen für jede Ruthe acht gute Groschen oder ein halber Gulden bezahlt wurde; und welche die Arbeit geschickt und standvest machten. Sie hatten aber vorbeschriebenermaassen (§. 62) die Soden und Erde gleich bey der Hand; Müssen solche erst herzugeführen, oder mühsam gegraben werden, so laufen die Kosten merklich höher.

§. 70.

Das Legen eines solchen Walles muß vom Herbste an, den Winter über, bis zum Frühjahr geschehen, und alsdenn muß er sofort mit Birken bepflanzet werden.

Wenn der Wall gelegt wird, weil der Sand feucht ist, so behält dieser die Feuchtigkeit eine Zeitlang; ist der Sand aber einmal trocken, so nimmt er nicht leicht Wasser an; und die Birken schlagen nicht an, wenn sie nicht in ein frisches und feuchtes Erdreich gesetzt werden. Man soll die Birken pflanzen, ehe der Saft eintritt; Wenn der Saft schon in Bewegung ist, lassen sie sich nicht wol versetzen, weil sie von der geringsten Verletzung bluten; Man kann sie noch eher pflanzen, wenn das kleine Laub schon wirklich ausgebrochen ist, sie dürfen nur nicht lange aus der Erde bleiben.

§. 71.

Die Birken vertragen nicht, daß sie dicht gepflanzet werden, sie wollen luftig stehen.

Ihre Wurzeln breiten sich mehr aus, als von einem andern Baume; Man findet sie in der Heide, wo oben nur Hand hoch gute Erde, und unten ein tod-

ter Sand stehet, daß sie in der Dicke von einer Federspule dreyßig und mehr Schuh in der Oberfläche wegkriechen; Wenn man sie an einem Ende aufhebet, so kann man sie allgemählig auf die ganze Länge aus der Erde ziehen; die Einwohner im Hoyaschen sammlen sie, und flechten eine Art von Körben daraus.

Man pflanzet die Birkenstämme von der Dicke eines Daumens und darüber, wenigstens eine Elle auseinander, in zwo Reihen schrem gegen einander, wie die Figur zeiget

o o o o o
o o o o o

so daß jede Reihe wenigstens einen guten bis anderthalb Fuß von der Kante ab stehe, und dies ist der einzige mir bekannte Fall, wo eine Hecke doppelt zu pflanzen, erlaubt ist. (§. 29)

§. 72.

Nach ein paar Jahren, wenn die Birken in völligem Anwachse stehen, knicket man sie ein.

So nennet man eine Arbeit, da die stärksten Stämme unten über der Wurzel abgehauen, die übrigen aber bis an die Mitte mit einem Beile eingehauen, und sodann zur Erde gebogen, auch wol mit einem dazu geschnittenen Haken bevestiget, oder nur in der Mitte mit Erdschollen bedeckt werden, daß sie über der Erde nach der Länge des Grabens liegen bleiben. Wo der Schnitt geschiehet, wird eine umgekehrte Erdscholle übergedeckt, damit die Sonne nicht in die Wunde scheine.

Dieses Knicken muß geschehen, wenn das Laub anfängt auszuschlagen, und bereits mehrentheils heraus

aus ist; Geschähe es früher, so liefe der Saft heraus, und die Pflanze würde sich verbluten.

Alsdenn treiben alle an dem niedergebogenen Stamme befindliche, und die neu austreibende, Reiser gerade über sich, und der ganze Wall wird mit einer vesten grünen Hecke bekleidet. Die niedergebogenen Stämme hindern, daß kein Vieh überspringen kann.

§. 73.

Allemal nach vier Jahren hauet man die ältesten aufgewachsene Stämme heraus, und knicket andere, wo es fehlen sollte, wieder nieder.

Diese Art Hecken gehöret also unter die nutzbaren (§. 5); denn man kann die ausgehauenen dicken Stangen zu Feuerholz und zu mancherley Behuef gebrauchen, die kleinen Reiser aber zu Besen oder zu Wasen und Faschinen, insonderheit beym Schlachtbau, anwenden.

Da man dies Aushauen alle vier Jahr wiederholet, so kann man auf eine sichere Nutzung von einer solchen Hecke rechnen; Sie bringet die an die Anlage zu wendenden Kosten reichlich auf; Insonderheit wo der Busch rar ist, und dessen viel zum Schlachtbau gebraucht wird.

Grosse Stämme zu hohen Bäumen aufwachsen zu lassen, tauget nichts, denn diese ziehen denen kleinern darneben stehenden Stämmen die Nahrung weg und ersticken solche, der Wind spielet mit den starken Stämmen, und beweget ihre Wurzeln, dadurch wird der aufgeworfene Sand lose, und rehret herunter, man siehet also die blossen Wurzeln und eine leere Stelle.

§. 74.

§. 74.

Wenn in einem solchen einmal angelegten Wall eine Ecke nachzupflanzen wäre, muß die inwendige Erde auf einen bis zween Schuh tief ausgegraben, und mit frischer Erde ausgefüllet werden.

In einem alten Walle und in einmal ausgetrockneter Erde schlägt keine Birke Wurzeln, so leicht sie sonsten in dem trockensten Sande wachsen.

§. 75.

In fettem leimigten Boden kann man diese Art von Befriedigung nicht gebrauchen.

Der Leimen sauget im Winter zu viel Wasser ein, der Frost treibt ihn sodann auseinander, und wenn beym Aufdauen Wassergüsse kommen, weicht er aus, und fließt ab, der Erdboden ist auch daselbst gemeiniglich zu kostbar, um davon so viel liegen zu lassen, und hohe Befriedigungen sind schädlich, weil der Schnee des Winters zu lange dahinter liegen bleibt, und der Wind zu sehr aufgehalten wird; daher hinter einer hohen Hecke gemeiniglich auf eine Entfernung von zehn bis zwanzig Schritten schlechtes Korn zu wachsen pflegt.

In einer sandigten brennenden Gegend ist hingegen der Schutz oft vortheilhaft: der Heidgrund ist von keinem Werthe, und die Arbeit kann mit wenigen Kosten und von Bestande gemacht werden.

§. 76.

An einigen Orten legt man dergleichen Wälle im Grunde von Steinen an.

Wo die Steine häufig und in der Nähe vorhanden sind, ist dies fast besser. Denn an jenen Erdwällen pflegen

pflegen die Soden doch mit der Zeit aus einander zu fallen, und so wird der Wall löcherich; wo die Heidschaafe aber einmal eine schadhafte Stelle finden, springen sie hinan, und treten den Wall mehr nieder, wenn nicht bey Zeiten nachgebessert wird. In manchen Heidgegenden findet sich eine grosse Menge Kieselsteine, welche mit Fleiß aus dem Acker gesucht und weggebracht werden müssen, wo man nun solche zum Bauen nicht nöthig hat, legt man sie um das Land zu, und fängt damit den Wall statt der Soden an; setzet oben Soden auf, füllet ihn inwendig mit Sand, und bepflanzet ihn ordentlich wie oben beschrieben worden. (§. 71)

Den Wall ganz von Steinen aufzuführen, und denn zu bepflanzen, finde nicht gut, die Wurzeln behalten zu wenig Erdreich, und treiben, wenn sie Art haben, die Steine aus einander.

Ich werde unten von dergleichen steinernen Befriedigungen noch weiter handeln.

§. 77.

Als einen Nutzen von diesen bepflanzten Wällen kann man ansehen, daß sie dem kleinen Wilde vortheilhaft sind.

Es halten sich sowol Hasen als Feldhüner darin auf, und wenn die Birken hoch aufgewachsen sind, geben sie sogar einen Schutz gegen Hirsche ab; welche das Laub davon nicht so gern als von andern Bäumen fressen; wie denn alles Vieh überhaupt nicht begierig darnach ist.

Denen Hirten in den offenen Heidgegenden kommen sie auch zu statten, da sie bey regnigtem Wetter

sowol,

sowol, als bey Wind und Sonnenschein Schutz darunter finden.

§. 78.

Man sollte derohalben in unsern Heidgegenden mehrern Fleiß an den Anbau solcher Birkenwälle wenden.

Das Holz ist hier ohnehin rar, und das Birkenholz ist zum Brennen nicht übel, die Heidgegenden sehen, wenn sie platt sind, und gar nichts erhabenes grünes gesehen wird, traurig aus; So wie hingegen in fettem steifen nassen Erdreich die Hecken schädlich sind.

Ich habe verschiedene dergleichen Birkenwälle im Zellischen beobachtet, die aber schlecht angelegt, oder nicht gehörig unterhalten waren.

Fünfte Abtheilung.

Von Hasseln-Hecken.

§. 79.

Eine der besten Arten Sträucher zu Hecken, sind die gemeinen Hasseln, Corylus avellana *Linn.*

Diese gemeine Hasselnüsse schicken sich vorzüglich zu Hecken; Sie schlagen fast in jedem Boden an, wachsen schnell und stark, geben eine veste Befriedigung, und sind zu mancherley Behuef nützlich zu gebrauchen.

§. 80.

Man verfähret mit deren Setzung ohngefehr so, wie oben bey den Weißdornen gelehret worden.

Es ist dabey nur nicht so viel Vorsicht nöthig, ausser daß man von den jüngsten, an den Wurzeln alter Stöcke auslaufenden, Schößlingen nehme; diese werden Reihenweise einen Schuh breit, auch nach Beschaffenheit des Bodens noch weiter aus einander in frisch umgegrabenes Erdreich im Frühjahr gesetzt; kurz über der Erde abgeschnitten; anfangs rein gehalten; auch wol bey eintretender Dürre begossen, und alsdenn läßt man sie frey wachsen. Man setzt sie gern auf frisch aufgesetzte oder aufgeworfene Graben, weil sie sich in der Ebene zu weit ausbreiten.

§. 81.

Man nimmt dazu keine alten Stämme; die jüngsten sind die besten, wenn sie nur gute Wurzeln haben.

Die alten ersterben leicht, oder geben Lücken, oder aber sie treiben zu breit nach einer Seite aus; machen also keine gleiche Hecken, die jungen Schößlinge treiben schöne gerade ansehnliche Schüsse von gleicher Höhe, und geben ein bessers Ansehen. Man nimmt solche von alten Hecken.

§. 82.

Diese Hasseln-Hecken finden keine Statt, wo das Erdreich recht gut und kostbar ist.

Denn ihre Wurzeln treiben um sich, schlagen Nebenschößlinge aus; die Hecken nehmen also einen breiten Raum ein; wachsen anbey hoch, und lassen sich nicht so einschränken.

Eine Ausnahme mögte man machen für Gegenden, wo das Holz rar ist, weil sie viel Holz treiben, welches gut zu nutzen ist.

§. 83.

Sie lassen sich weder beschneiden noch einflechten.

Die Hasseln treiben lauter gerade Ruthen ohne Nebenzweige; die jungen Reiser sind spröde und brüchig, würden also beym Durchflechten bald brechen. Stutzt man aber ein Reis, so bildet es eine unförmliche Gestalt.

§. 84.

Dergleichen Hasseln-Hecken werden vornemlich in Hollstein und Mecklenburg mit Nutzen angelegt, wo das Feld in Koppeln gelegt wird.

Man pflanzt alsdenn die Hecke um eine Koppel, wenn solche eben zur Besaamung aufgenommen wird, also die Jahre der Bestellung über wenig oder gar kein Vieh darauf kommt, mithin die neu gepflanzte

Hecke dafür in Acht genommen werden kann. Man setzt sie auf kleine aufgeworfene Wälle, und wenn in den Nebenkoppeln Vieh gehet, so wird ein tiefer Graben vorher gezogen. Alsdenn hat die Hecke fünf, sieben bis neun Jahre, so lange die Koppel beackert wird, Ruhe zu wachsen, die Jahre über, da diese gehütet wird, giebt die Hecke eine genugsame Befriedigung, und das Vieh kann ihr nicht schaden. Den Winter über, wenn die Koppel in der folgenden Bestellung wieder aufgenommen wird, hauet man die Hecke auf der Erde ab, so behält man den davon kommenden Busch zum Gebrauch, und die Wurzeln treiben neue frische Schüsse, welche, wenn die Koppel von neuen zur Hude liegen bleibt, abermals die gehörige Dicke haben.

Bey dem Abhauen räumet man, wo die Hecke zur Seite zu weit ausgetrieben hat, das Unnütze weg, oder leget, wo Lücken entstanden seyn sollten, einen Zweig in die Erde, der denn Wurzeln macht und austreibt.

Das Holz ist in einigen Gegenden rar, und das Hasselnholz steht zu mancherley Gebrauch anzuwenden: Man kann also bey Verfertigung des Anschlags von solchen Koppeln schon mit auf die Abnutzung dergleichen Hasseln-Hecken rechnen.

§. 85.

Die Nüsse von den Hasseln sind auch brauchbar zum Essen und Oelschlagen.

Man kann aber bey einer Hecke nicht wol auf die Nüsse rechnen, denn junge Stämme tragen wenig Nüsse; um diese zu haben, muß man alte Stämme

stehen

stehen lassen, und diese verderben das Ansehen der Hecke, geben auch Lücken.

§. 86.

Man darf die Hasseln-Hecken nicht ein paar Fuß hoch über der Erde stutzen, sondern sie müssen unmittelbar auf der Erde abgehauen werden. Die gestutzten Stämme pflegen unten kahl zu bleiben, und oben an der Spitze breite Büsche zur Seite auszutreiben, geben also keine rechte dichte Befriedigung. Ueberhaupt giebt es die schlechtesten Hecken, wenn man die alten Stämme stehen läßt, und allemal ein paar Schuh hoch über der Erde abstutzet, oder gar von denen oben ausgewachsenen Reisern zur Seite niederbieget. Unachtsame Wirthe nehmen wol gar eine Menge solcher Reiser, biegen sie zur Seite, wo ein Loch ist, und binden sie mit Weiden zusammen, so ersticken sie sich ein das andere; Oder man legt einen ziemlich dicken Stamm in der Länge der Hecke zween Schuh hoch über der Erde hinaus; In beyden Fällen erstickt alles darunter, und Schaafe und Schweine kriechen unter durch, wenn man nicht die Lücke mit todten Busche ausfüllet.

Sechste Abtheilung.

Von Weiden-Hecken.

§. 87.

In nassen niedrigen Gegenden pflegt man Hekken von Weiden zu machen, sie leisten aber keinen Nutzen.

Die mehrsten Sorten von Weiden wachsen an niedrigen, auch wol vom Wasser überschwemmeten Oertern; Sie wollen aber doch einen vesten Grund haben; Sie wachsen daher gern an den Ufern der Flüsse, welche allemal vest sind, nicht aber in morastigen sumpfigten Gegenden. Man urtheilet also unrecht, daß hier, wo andere Pflanzen nicht fortkommen, die Weiden anschlagen würden, welche daselbst eben wenig Art haben, oder nur kümmerlich wachsen. Wo ja die Nothwendigkeit erfordert, Weiden-Hecken zu ziehen, müssen die Ruthen weitläuftig, und wenigstens eine Elle auseinander gesteckt werden.

§. 88.

Die Weiden schicken sich überhaupt in keine Hecke.

Um gute Hecken zu bilden, werden solche Pflanzen erfordert, die an allen Stellen am Stamme gern und häufige Zweige austreiben, und zwar Zweige, welche fein und kurz sind, und viele Nebensprossen machen. Die Weiden treiben aber gemeiniglich nur oben an der Spitze des Stammes einen Busch von vielen geraden, keine besondere Nebenzweige machenden,

den, Reisern aus; welche das Beschneiden nicht wol vertragen, sondern gern davon ausgehen.

§. 89.

Eine Weide verträgt das Durchflechten nicht.

Ich habe mehrmalen versucht, in niedrigen Gegenden oder an Flüssen heraus, um Gänse oder Enten abzuhalten, kleine Weidenreiser kreuzweise stecken und rautenweise durcheinander flechten zu lassen. So leicht solche sonst in jedem Erdboden, wenn er nur etwas feucht ist, anschlagen und Wurzeln machen, so wollen doch dergleichen Hecken nicht gerathen. Die Reiser treiben ein oder zwey Jahr schwache Zweige, und gehen nach gerade aus, bis die wenigen übrig bleibenden alle Nahrung an sich ziehen, und zu starken Stämmen werden.

Es ist schon oben erinnert worden, daß alle Stauden nicht gut wachsen, wenn sie nicht senkrecht in die Erde gesetzt werden, (§. 27) und dieses gilt auch bey den Weiden.

§. 90.

Zu denen mannigfaltigen Arten von Befriedigungen, welche in Vorschlag kommen, gehöret mit, einen Ort rund umher mit dichte an einander gesteckten Pottweiden zu besetzen, welche sodann eine natürliche Art von Pallisaden abgeben.

Ich erinnere mich, solche irgendwo in einem Haushaltsjournale angepriesen gelesen zu haben. Sie wurden sonderlich gegen Hölzer, wo starke Wildbahnen sind, als das beste Mittel ausgegeben, um das Wild abzuhalten. Man könnte die Weiden oben köpfen, und den Busch davon nutzen, auch wo ein Stamm ausgegangen, einen frischen wieder darzwischen

schen setzen. Ich zweifle aber, ob viele so nahe an einander gesetzte grosse Weiden, daß kein Wild dadurch kommen könne, neben einander aufkommen und wachsen werden, und rechne diesen Vorschlag unter diejenigen, welche zwar in der Theorie einen Anschein haben, sich aber nicht in Ausübung bringen lassen.

§. 91.

Ob sich gleich von Weiden keine Hecken ziehen lassen, so ist doch dagegen der Anbau der Pottweiden in allen Haushaltungen billig zu empfehlen.

Die Pottweiden gehören zwar eigentlich nicht unter die Befriedigungen; Ich erwehne ihrer aber billig um des mannigfaltigen Nutzens willen, den der davon zu nehmende Reisig oder Bracke, nach niedersächsischer Mundart, hat.

Wir nennen nemlich **Pottweiden**, nicht eine besondere Art Weiden, sondern wenn überhaupt von einer oder anderer Gattung eines Armes oder Beines dicke Stämme von acht bis zwölf Schuh lang in die Erde gestossen werden, damit solche oben am Kopfe eine Menge Nebenzweige austreiben, welche man nach gewissen Jahren hauet und nutzet: Man nennet dieses **abköpfen**; Obgleich den mehrsten dergleichen Pott- oder Kopfweiden bekannt genug seyn werden, so finde doch nöthig, diese Erklärung anzuführen, da bey einem gewissen Amte in dem einstmal abgehaltenen Landgerichtsprotocolle angezeichnet gefunden habe; daß der Landgerichts-Commissarius unter andern Fragen, sich auch erkundigt habe, ob fleißig Pottweiden angezogen würden; Weil aber der Beamte zu erkennen gegeben, daß diese Art Weiden in der Gegend nicht bekannt wären, so sey ihm aufgegeben worden,

den, sich darnach zu erkundigen, ob er nicht die Art aus der Nachbarschaft erhalten und anbauen könnte.

§. 92.

Bey Setzung der Pottweiden hat man gewisse Handgriffe nöthig, damit sie bessere Wurzeln schlagen, denn sonst werden sie auch wenige Zweige treiben.

1) Muß man die zu steckende Pottweiden unten stumpf und etwas schrem abhauen; sie dürfen nicht zugespitzt werden, sonst wird die von der Borke entblößte Spitze anfangen zu faulen, die Fäulnis tritt in den Stamm, und der ganze Stamm hat keine Art.

2) Gar zu dicke Stämme sind nicht gut, an solchen ist unten das Holz und die Borke schon zu alt; die Wunde, wo der Stamm abgehauen, ist zu groß, wächst nicht zu, sondern faulet eher ein.

3) Wo man die Wahl hat, suche man frische gerade Zweige aus, an welchen die Borke unten noch recht glatt, dick und saftig ist.

4) Bey Steckung der Pottweiden ist auch dahin zu sehen, daß die Borke beym Niederstossen nicht aufberste und in die Höhe geschoben werde; weil dieses gleich dem Wachsthum hindert.

5) Das sicherste Mittel ist also, daß man zu jeder Pottweide ein ordentliches Loch gräbet, so kann man alles Hinderliche, als Steine oder Holz, heraus nehmen, und die locker gemachte Erde umher vesttreten.

6) Wo die Zeit oder der Mangel an Arbeitern das Löcher graben nicht erlauben will, pflegt man mit einer eisernen Keule vorher Löcher in die Erde zu stossen: dies ist aber nicht gut, vornemlich in steifen

sen fetten Erdreiche, weil solches durch die mit der Keule zu machende Bewegung umherum zu vest gedrückt wird, und sich nachher nicht dicht anschließt. Man hilft sich damit, daß man die Oeffnung so weit als möglich macht, alsdenn erst frische lockere Erde hineinschüttet, in diese den Stamm vest stosset, und am Ende die Erde rund umher mit Gewalt antritt.

7) Wo man einen Erdborer hat, hat dieser einen Vorzug vor jener.

8) Einige rathen, in das ziemlich dicke Mark einen Zwecken von Holz zu schlagen, um die Feuchtigkeit abzuhalten, welche sonst in das Mark dringt, eine Fäulnis veranlasset, und dem Wachsthum hindert.

9) Eine gute Vorsicht ist auch, den Stamm unten mit einem Faden oder einer gedreheten dünnen Weide zu umbinden: Es wird dadurch das Aufbersten und Aufschieben der Borke gehindert, und es ist bekannt, daß der Saft in den Pflanzen eben so stark nieder- als aufsteiget, und wenn er im Niedersteigen eine Hinderniß findet, einen Callus oder Knoten bildet; durch jenes Binden setzet sich also am Ende des Stammes ein Knoten, und aus diesem schiessen desto eher Wurzeln.

§. 93.

Wenn die Weiden geköpft werden, muß solches unmittelbar am Kopfe geschehen.

Denn so treiben sie eben daselbst desto mehr Zweige aus: Einige lassen einen oder andern der stärksten Zweige auf ein paar Fuß hoch stehen, in der Meinung, daß solcher einen zweyten Kopf machen, und desto mehr jung Holz liefern soll; Es ist aber schädlich; denn so treiben am alten Kopf wenig neue Zweige aus; Er faulet vielmehr, wo die alten abgehauen

worden,

worden, ein. Die oben einen dicken runden Kopf habende Weiden pflegen mehr Zweige zu treiben, als andere, bey denen der Saft sich oben in eine oder mehrere Gabeln vertheilet.

§. 94.

Wo einmal ein Vorrath von Kopfweiden ist, macht man vier Abtheilungen, um alle Jahr einen Theil davon hauen zu können.

Abgeköpfte oder frisch gesteckte Weiden müssen vier Jahr wachsen, ehe sie gehauen werden können. Man kann sie zwar nach dem dritten Jahre hauen, alsdenn aber hat der Busch noch nicht seine Stärke, und die Stämme treiben nicht so frisch, wenn sie öfters in dem natürlichen Triebe gestöhret werden.

Hauet man nun alle Jahr einen Theil, so erhält man jährlich zu nöthigem Behuef einen Vorrath von Busch, sonst hat man einmal überflüßig, und im folgenden Jahr einen Mangel.

§. 95.

Den mannigfaltigen Nutzen von dem Weidenbusche kennet jeder Haushälter. (§. 91)

Man sucht erst die besten Zweige zu neuen zu steckenden Pottweiden aus; nimmt alsdenn die längsten und geradesten zu Reifen um grosse Bütten, andere zu Reifen um kleinere Fässer; und zu todten Zäunen ist nichts besser und dauerhafter, als der Weidenbusch, ein davon dicht geflochtener und oben gehörig bedeckter Zaun kann zwanzig und mehrere Jahre ohnnachgebessert stehen, da anderes Reisig in wenig Jahren mürbe wird und vergehet. Bey den Schlachten und an grossen Flüssen ist Weidenbusch unentbehrlich, und die Korbweiden stehen an vielen Orten in hohem Preise.

Man muß die Weiden nur an Abörter setzen, wo ihr Schatten keinen Schaden thut. Stehen sie dicht, so wächst nichts darunter.

Siebende

Siebende Abtheilung.

Von Hollunder-Hecken.

§. 96.

Der gemeine Hollunder Sambucus nigra *Linn.* The Elder Tree, engl. Le Sureau, franz. ist ein in jedem Erdreiche fortkommender, und leicht auch geschwind wachsender Baum, welchen man daher in schlechtem Boden, wo keine andere Pflanze wachsen will, zu Hecken empfiehlt.

Der Hollunder treibt zwar nur einzelne aber ziemlich häufige sperhafte Zweige; und da er den Vorzug hat, daß ein jeder fast zu aller Jahrszeit in die Erde gestecktes Reis alsobald Wurzeln treibt, und daß er nicht so leicht vom Vieh angetastet wird, so dürfte nicht undienlich seyn, in sterilen Sandgegenden, wo das Erdreich von keinem Werthe ist, Versuche damit anzustellen. Denn eine Hecke davon würde in der Breite einen Platz von 16 bis 20 Schuh verderben, und man kann auf eine Nutzung vom Holze nicht viel rechnen, da das junge Holz größtentheils aus Mark bestehet, und ob gleich die Früchte in der Medicin ihren Nutzen haben, so dürfte es doch nicht der Mühe belohnen, sie in Menge anzubauen.

Herr Schreber bezeuget im 2ten Theil seiner Samlung S. 199, eine von Hollunder und wilden Rosen angelegte Hecke gesehen zu haben, die wegen des Nutzens angepriesen worden: da sie guten Schutz, und das abgehauene Holz im Winter eine warme Stube gegeben habe: Ich zweifele aber, ob der von einer solchen Hecke zu hoffende Nutze dem Schaden gleich komme. In andern Hecken unterdrücken seine sperhaften Zweige gemeiniglich die nebenstehende Pflanzen.

Achte

Achte Abtheilung.

Von Schwarzdorn-Hecken.

§. 97.

Der sehr stachlichte Schwarzdorn scheint sich zu Hecken zu empfehlen, taugt aber zu lebendigen Hecken am wenigsten. (§. 45)

So leicht der Schwarzdorn anschlägt und einwuchert, so schlecht schickt er sich zu einer Hecke.

1) Die alten Stämme verfrieren leicht.

2) Die Wurzeln wuchern auf zwanzig und mehrere Schuh umher aus; sonderlich wo sie einen gut gedüngeten Acker oder eine fette Weide finden: Sie ziehen also

3) nicht allein aus dem Lande viele Nahrung weg, sondern treiben auch hin und wieder neue Schößlinge aus, welche, wenn sie nicht alle Jahr weggeräumet werden, vielen Schaden thun, und wo ein achtsamer Hauswirth fehlet, nach einigen Jahren einen grossen District unbrauchbar machen.

4) Indem die vom Hauptstamme auslaufende Wurzeln von neuen austreiben, gehen die Hauptstämme in der Linie, wo die Hecke stehen sollte, aus, und es entstehen Lücken.

5) Die jährlich dabey nöthige Aufräumung und Ausrodung fällt einem Landwirth verdrießlich und kostbar.

6) Wo Schwarzdornen wachsen, kommen eben so leicht Weißdornen fort, und diese sind viel vortheilhafter.

7) Wenn

7) Wenn man sie ausrottet, bleiben leicht in der Erde kleine Wurzeln zurück, die wieder ausschlagen.

§. 98.

Gleichwol ist zuträglich, an Abörtern eine Parthey Schwarzdornen aufwachsen zu lassen.

Weil, wie oben §. 45. bereits erwehnet worden, der abgehauene Bracken davon zu todten Verzäunungen, oder Befriedigung neugepflanzter Hecken vorzüglich gut zu gebrauchen steht.

§. 99.

Einen andern Nutzen giebt die darauf wachsende Frucht, welche wir unter dem Namen von Schlehen kennen.

Diese gebrauchen wir, um einen angenehmen Wein davon zu machen; wozu die Vorschrift hier zu geben, nicht überflüßig seyn wird.

1) Man läßt vorläufig ein Faß zubereiten.

Dazu nimmt man ein Faß, worauf Wein gewesen, welches aber, wenn man nicht recht versichert ist, ausgezogen, oder doch von einem Büttner rein gemacht werden muß. In solchem wird das Spundloch grösser gemacht; damit man mit einer Hand die gestossene Schlehen hineinfüllen, auch solche mit einem breiten Holze ordentlich umrühren könne.

Vor dem Zapfen wird ein kleiner dicht geflochtener Korb bevestiget; dieser macht, daß der durchlaufende Wein desto klarer wird, und daß sich von den Schlehen nichts vor dem Zapfen setzen kann, welcher sonst leicht verstopft wird. Vermittelst dieses Korbes zapft man den Wein bis auf den letzten Tropfen rein ab.

2) Wenn

2) Wenn einmal ein Faß dazu gebraucht worden, thut man wohl, solches zu alljährlichen Gebrauch aufzuheben.

Der Wein hält sich besser, und wird angenehmer, als wenn das Faß frisch ist.

Man muß also das Faß, wenn der Wein ganz herunter ist, gleich öffnen lassen, und die zurückgebliebene Schlehen, welche sich in einen vesten harten Klumpen setzen, heraus nehmen, das Faß trocknen; und wenn es recht trocken ist, vest zugespundet bis auf das andere Jahr hinlegen; aber alsdenn ja Acht geben, daß es nichts mulstriges angenommen habe.

3) Man suche bey Zeiten einen genugsamen Vorrath von Schlehen.

Auf jeden Anker rechnet man einen guten Himten voll. Hat man deren zu wenig, so erhält der Wein nicht die rechte dunkle Farbe, nimmt auch nicht genugsam den Geschmack davon an; wie man wahrnimmt, wenn man oft in Jahren, wo die Schlehen, so wie andere Baumfrüchte schlecht gerathen und rar sind, eine geringere Dose zu nehmen gezwungen wird. Ein Ueberfluß von Schlehen würde den Wein unangenehm und ungesund machen, und man könnte überhin wenig Wein aufzapfen, hätte also weniger Nutzen davon.

4) Die Schlehen dürfen nicht zu früh gesamlet werden.

Ehe die Schlehen völlig reif sind, und anfangen welk zu werden, sind sie herbe und theilen dieses Herbe dem Wein mit, welcher auch eine blasse Farbe behält. Man pflegt zu warten, bis die Schlehen bereift sind.

5) Die

5) Die Schlehen zu spät zu samlen, ist mehr schädlich als gut.

Wenn man zu lange warten will, um die Schlehen recht gut zu haben, fallen viele ab, und sie werden oft rar: Sie verlieren auch den Saft, geben also dem Weine nicht mehr das Angenehme, und man verliert am Wein. Es wird auch jetzt, da sie eintrocknen, eine grössere Menge erfordert.

6) Wo man die Schlehen nicht zugleich haben kann, sondern einige Zeit darauf samlen muß, hat man Acht zu geben, daß sie nicht schimlen noch verderben.

Man muß sie an einem, nicht zu luftigen, Orte dünne aus einander breiten und öfters rühren; liegen sie auf einander, oder dumpfig, so brennen sie sich, faulen, schimlen, oder werden mulstrig: liegen sie zu luftig, so trocknen sie aus.

7) In Ermanglung frischer Schlehen kann man zur Noth etwas getrocknete von vorigem Jahre zu Hülfe nehmen.

Der Wein erhält dadurch zwar den Geschmack aber nicht das Angenehme, was diesen Schlehwein beliebt macht. Sie müssen aber in der Luft, oder in einem Zimmer auf dem Ofen getrocknet werden.

8) Wenn man die Schlehen jetzt zusammen hat, werden drey Viertel davon in einem hölzernen Gefässe, und mit einem hölzernen Pümpel klein gestossen, bis die Kerne durchaus gequetscht sind. Das letzte Viertel bleibt ganz, und wird sodann mit jenen durchgerührt, darauf aber die ganze Masse in das Faß gefüllet.

Man

Man prüfet die Güte des Schlehweins, wenn er stark nach den Kernen riecht und schmeckt, und dazu ist nöthig, daß die Kerne gequetschet werden.

Würden alle Schlehen gequetschet, so setzt sich die Masse zu einem gar zu vesten Klumpen, und der Wein kann nicht so durchziehen, wie denn der Wein auch von den ganzen Schlehen eine höhere Farbe annimmt. Einige lassen gar den dritten Theil ungequetschet, dies scheint aber zu viel zu seyn, und der Saft kann doch besser aus den zerdrückten gezogen werden.

9) Nachdem die in ein Faß gehörende Schlehen eingefüllet sind, zapfet man Wein darauf.

Kann man nicht so viel Schlehen, wie in ein Faß gehören, auf einmal zusammen kriegen, so ist gefährlich, welche nachzugeben; es müßte denn in den ersten Tagen geschehen, ehe sich die Schlehen gesetzt haben; Die in ein Faß gefüllete müssen sofort mit Wein bedeckt werden, sonst würden sie in Gährung gerathen.

Auf die Schlehen schickt sich am besten Franzwein: je besser solcher ist, desto wohlschmeckender und gesunder wird der Schlehwein. Rheinwein taugt nicht dazu, weil er zu viel Säure hat; der dicke rothe Wein ist zu herbe; Bourgogne, Champagne, und Ungarscher Wein geben vortrefflichen Schlehwein, sind aber zu kostbar, man müßte denn einen Vorrath davon haben, der zum Trinken nicht recht gut wäre.

10) Es darf kein Zucker noch Gewürz hinzukommen.

Der Wein wird dadurch nur unangenehm und ungesund;

gesund; die Schlehen müssen ihm überflüßige Süssigkeit geben.

11) Man darf ein Faß zu Anfange nicht gleich voll Wein füllen, weil die Schlehen täglich mit einem Spohne umgerühret werden müssen.

Man läßt dazu einen breiten Spohn von der Länge machen, daß damit täglich die ganze auf dem Boden des Fasses sich setzende Masse beweget, und umgerühret werden kann, weil sie sich sonst setzet, und der Wein die Kraft nicht heraus ziehen mögte.

12) Das Umrühren wird etwa vierzehn Tage lang wiederholet, und alsdenn das Faß vollgefüllet, worauf es einige Tage ruhen muß.

Der Wein ist zu Anfange von dem steten Umrühren trübe, muß sich also, ehe er brauchbar wird, vorher setzen.

13) Wenn das Faß einige Tage lang geruhet hat, zapfet man täglich eine Bouteille voll ab, und giesset solche wieder auf das Faß.

Der Anfangs ablaufende Wein ist durchaus trübe und nicht trinkbar, durch das wiederholte Abzapfen wird er allgemählig klar; insonderheit laufen die kleinen Fäselchen, welche sich in und vor dem Zapfen gesetzt haben, ab, und man kann nachher bis auf den letzten Tropfen klaren Wein abzapfen.

14) So bald der Wein klar, ist er zum Gebrauch dienlich.

Dies geschiehet nach wenig Tagen; Man kann auch die ersten Tage, wenn der Wein seine volle Stärke hat,

hat, statt des abgezapften noch wol einige Bouteillen frischen Wein nachfüllen.

15) Dieser Wein hat für diejenigen, welche einen starken, etwas heissen, Magen haben, etwas sehr angenehmes und kühlendes. Wer aber einen schwachen kalten Magen hat, darf ihn nicht anders, als sehr sparsam trinken.

Denen letztern pfleget er zu einer gelinden Purganz zu dienen. Sonst hat er die Eigenschaft, daß er nicht berauscht, vielmehr hindert, daß andere in ziemlicher Menge genommene starke Weine keinen Schaden thun.

16) Er hält sich auf dem Fasse nicht länger als wenn der Schwarzdorn wieder blühet.

Alsdenn wird er matt, verliert auch die Farbe und den Geschmack: Auf Bouteillen habe ihn bis mitten im Sommer trinkbar erhalten.

17) Der zurück bleibende Satz giebt einen guten Brantewein.

Der Brenner muß sich nur in Acht nehmen, daß die Steine nicht anbrennen, welches der Blase schadet.

Neunte Abtheilung.

Von Obst-Hecken.

§. 100.

Ich verstehe unter Obst-Hecken solche, welche von denen zu unserm Tischobste gerechneten Bäumen gezogen werden; Als Birnen, Apfeln, Kirschen, Pflaumen, Quitten ꝛc.

Diese hat man hin und wieder sehr angepriesen, und Fleiß auf deren Anlegung gewandt; in der Meinung, daß man von dem davon zu ziehenden Obste grossen Nutzen haben wollte: Ich habe aber noch nirgends dergleichen angetroffen, welche mit Nutzen zu Stande gebracht wären, und es dürfte also auch hiebey die oben gemachte Anmerkung gelten. (§. 90)

Obstbäume tragen fast gar nicht, wenn sie nicht zu hochstämmige Bäume und frey wachsen.

Wir ziehen zwar Zwergbäume in den Gärten, diese müssen aber auf fremde ihren Trieb vermindernde Stämme gepfropfet werden, und tragen doch oft nicht, wenn sie nicht mit vieler Mühe beständig unter dem Messer gehalten werden; Tractiren wir sie mit der Scheere, so gerathen sie ins wilde; lassen wir ihnen den freyen Willen, so werden sie bald in die Höhe gehen.

Ich sehe es also fast als einen Widerspruch an, daß man Obstbäume wild als eine Hecke ziehen, und doch Nutzen davon haben will.

Es würde auch schwer fallen, sie vor den Anfällen des Viehes zu verwahren, und das darauf wachsende Obst zu vertheidigen.

Man ziehet in Gärten Hecken von Peppings, sie erfordern aber eine genaue Aufsicht, welche man auf eine Hecke im freyen Felde nicht wenden kann, und öfters gehen Stämme aus.

Pflaumen, die noch am ersten zu Hecken in freyem Felde dienen mögten, vertragen nicht wol das Schneiden, und Kirschen kann man kaum im Garten niedrig und frey ziehen.

Die einzige Frucht, welche sich noch zu dergleichen Hecken schicken mögte, sind die grossen Schlehen, Krecken, oder wilde runde Pflaumen Prunus sylvestris major I. B. Prunus insititia L. engl. The black bullace Tree, von deren eßbarer, aber allzu herber Frucht ist kein besonderer Nutzen zu nehmen, und die Hecken bleiben schlechter wie andere.

Ich rathe also nicht, daß ein Haushälter sich mit dergleichen Obst-Hecken zur Befriedigung abgeben solle; Ein anders ist Lusthecken davon anzulegen. Ein Gärtner aber muß dergleichen Obst-Hecken, eben wie andere am Spalier oder platt gezogene Bäume, mit dem Messer schneiden und warten.

Zehnte Abtheilung.

Von vermischten Hecken.

§. 101.

Die mehrsten bey uns befindlichen Hecken bestehen aus mehrerley vermischt durch einander gesetzten Stauden.

Die Ursachen davon sind

1) Daß man ehedem bey Anlegung der Hecken nicht weiter darauf gedacht, sondern die ersten die besten gehabten Stauden dazu genommen hat.

2) Daß man oft aus Noth dasjenige, was man gehabt, nehmen müssen, weil die Wahl gefehlt.

3) Die wenigsten verstehen eine Wahl, und kennen die Vorzüge gewisser Stauden.

4) Viele Stauden schleichen sich nach gerade durch die von den Vögeln oder auf andere Weise hingebrachte Kerne ein.

5) Man duldet auch oft fremde Bäume, z. E. Erlen oder Eschen zwischen den Hecken, wegen des besondern davon zu nehmenden Nutzens.

§. 102.

In der Regel haben die von einerley Art Pflanzen gezogene Hecken den Vorzug.

Vermischte Hecken können nie gleich und hübsch gezogen werden, und geben selten eine rechte Befriedigung, obgleich die Mannigfaltigkeit dem Auge nicht misfallen mögte.

Wo

Wo also einmal dergleichen gute vermischte Hecken sind, dürfte wol nicht rathsam seyn, solche aus der Ursache weg zu nehmen; wer aber neue Hecken anpflanzen will, thut besser, diejenigen Stauden zu nehmen, welche sich nach Beschaffenheit des Orts am besten schicken.

§. 103.

Alle hoch wachsende Bäume sollten billig aus den Hecken verbannet seyn.

Ich verstehe, wenn wir sie als Pflanzen nehmen, die eine Hecke bilden sollen, nicht wenn wir sie zu hohen Stämmen aufwachsen lassen.

Denn diese Bäume bemühen sich stets in die Höhe zu schiessen. Werden sie gleich abgestutzt, so treiben sie doch einen dicken Stamm und machen die Hecke breit und schädlich: Ich rechne dahin Eichen, Rothbüchen, Eschen, Pappeln, Ahorn, Tannen.

§. 104.

Die gemeinesten bey uns in den vermischten Hecken anzutreffenden Stauden sind ausser denen schon erwehnten:

1) Heinbüchen, Carpinus ostrya, deren bey den Lusthecken weiter erwehnen werden.
2) Ulmen, Ulmus campestris, treiben schon zu stark zu Hecken.
3) Spindelbaum, Evonymus europæus.
4) Hartriegel, Cornus sanguinea.
5) Wasserholder, Schießbeeren, Viburnum opulus, hat eine hübsche rothe Frucht, und soll gute Hecken geben. Eine Varietät davon sind die bekannten Schneeballen, Opulus flore globoso. Viburnum roseum. *Linn.*

6) **Linden**, Tilia europæa, wächset sperhaft.

7) **Kreuzdornen**, Rhamnus catharticus, dessen Beeren zur Farbe dienen.

8) **Faulbaum**, Rhamnus frangula, wächset unordentlich.

9) **Wilde Rosen**, Rosa spinosissima.

10) **Stachelbeeren**, Ribes grossularia, die wilde Art davon schickt sich schon auf Wällen in sandigten Gegenden; Sie geben eine gute Befriedigung, lassen sich nur nicht einschränken.

11) **Vogelbeeren**, Sorbus aucuparia; wachsen hoch.

12) **Vogelkirschen**, Prunus Padus, geben zu Anfang des Frühjahrs, wenn sie blühen, einer Hecke ein lebhaftes Ansehen.

13) **Maasholder, Epeler**, Acer campestre, giebt ein brauchbares Holz.

14) **Hülsen**, Ilex Aquifolium, sind von vielen zu Hecken empfohlen worden, sie lassen sich aber schwer verpflanzen und mühsam ziehen, wachsen auch langsam.

15) **Gichtbeeren**, Ribes nigrum, sind nicht stark genug zu einer wehrhaften Hecke.

16) **Wachholder**, Juniperus communis, schicket sich mehr im Schatten.

17) **Waldrebe**, Lonicera periclymenum, gehöret unter die windende Pflanzen.

18) **Alfranken, je länger je lieber**, Solanum dulcamara, windet sich wie das vorige in den Hecken um andere Pflanzen, trägt aber selber nichts zur Befriedigung bey.

19) **Epfeu**, Hedera helix, damit hat es gleiche Bewandniß.

20) Brom-

20) **Brombeeren**, Rubus fruticosus, giebt zwar wegen der Stacheln eine Gegenwehr, läßt sich aber nicht gut einschränken, und wuchert zu weit um sich.

21) **Walpurgismay**, Lonicera xilosteum, wächst vier bis sechs Schuh hoch Buschweise neben den Hecken.

Mehrere seltener vorfallende Sorten verspare in die versprochene Beschreibung von sämtlichen Bäumen, unter andern auch den **Schlingbaum**, Viburnum nudum, indem solchen in Niedersachsen nie wild angetroffen habe; Eben so wenig, als den am Rhein und in Schwaben wachsenden **Steinweichselbaum**, Prunus mahaleb.

§. 105.

Neben diesen bey uns häufig anzutreffenden Stauden sollen wir bedacht seyn, ob wir nicht noch mehrere zu Hecken dienende fremde Stauden bey uns einführen können.

Man hat in America viele Sorten, welche zum Geschlecht der Weißdornen gehören, und sich auf ähnliche Art ziehen lassen.

Ich rechne auch hieher eine americanische Art von unserer Vogelkirsche, Prunus virginica *Linn.* auf engl. Cluster-cherry genannt, welche geschwind wächset, leicht bekommt, niedrig bleibt, hart ist, und sich sehr gut durchflechten läßt; Nur zweifele noch, ob sie gegen starke Anfälle von Vieh genugsamen Wiederstand leisten würde.

Die americanische Cornus florifera oder Dogwood mögte sich auch zu diesem Gebrauch schicken.

Der Ritter Linne rühmet dazu seine Pimpinellam fruticosam; Sie ist aber zu einer wehrhaften Hecke wol zu schwach.

Wenn die bekannte grosse americanische Aloe, Agave americana, unsre Winter vertragen wollte, so könnten wir keine bessere Pflanze zu einer wehrhaften Hecke finden; denn wenn die grossen stachlichten Blätter erst recht durch einander gewachsen sind, so können weder Menschen noch Vieh durchdringen; wie Löefling bezeuget, welcher in dem südlichen Theile von Spanien die Hecken davon gesehen hat.

Eine fast eben so veste Hecke geben daselbst die Indianischen Feigen, Cactus opuntia, welche aber auch zu weichlich sind, um unsere Winter zu vertragen.

Verschiedene haben sich Mühe gegeben, bey uns Hecken von dem stachlichten Genster, Ulex europæus anzulegen (§. 4. 130). Diese Pflanze wächst in dem magersten trocknen Sande, und man hält in den dürren Sandgegenden in Frankreich viel darauf. Weil das Holz und die Feurung dorten rar sind, der Acker aber zur Bestellung kaum zu gebrauchen ist, so ziehet man Befriedigungen davon dreyßig und mehrere Fuß breit um die Felder; und hauet jährlich davon die benöthigte Feurung.

Unsere Winter sind dieser Pflanze schon zu kalt, sie bleibt nur niedrig, verfrieret bey starkem Froste, und geht leicht aus, so daß man, wo man im Herbste eine dichte Hecke zu haben glaubte, im andern Frühjahr kaum ein oder andere Pflanze wieder findet; Sie trägt häufig Saamen, und im folgenden Jahre pflegen junge Pflanzen aufzuwachsen, dies geschiehet aber nur unordentlich und in einiger Entfernung.

Ich

Ich habe diesen stachlichten Genster am Wege zwischen Osnabrück und Bohmte auf der Heyde bemerket; wo er aber einzeln und sehr mager stehet, also keine Feurung geben würde; vermuthlich hat er sich hier nach gerade ausgebreitet, denn der Bischof Ernst August soll den Saamen haben kommen lassen, und hat die Pflanze einführen wollen, aber ohne Erfolg.

Noch habe dieselbe vor Stadthagen an einer Anhöhe wild angetroffen, wo sie Schutz hatte, und freudiger wuchs, aber doch nur einzeln. Vermuthlich ist sie auch hier Anfangs ausgesäet worden, und kann nicht für eine ursprünglich deutsche Pflanze gehalten werden.

Eilfte Abtheilung.

Von Pflanzen, welche den Hecken schädlich sind.

§. 106.

Ich nenne solche Pflanzen schädlich, welche gern und häufig in den Hecken zwischen den Stauden wachsen, aber keine Befriedigung geben, vielmehr andere dazu hingesetzte Stauden unterdrücken, und im Wachsthum hindern.

Man kann also bey jungen neugesetzten Hecken eine jede fremde aufwachsende Pflanze dahin rechnen; auch muß eine junge Hecke billig von allen fremden Kräutern gereiniget werden; wenn eine Hecke aber grösser wird, unterdrücket sie die mehresten Kräuter; Hier ist also nur die Rede von solchen Pflanzen, welche in den Hecken gern wachsen, und sich nicht unterdrücken lassen, den Hecken aber desto schädlicher sind, und mit Fleisse, wo sie wachsen, ausgerottet werden müssen. Wiederum sind darunter diejenigen am schädlichsten, welche starke, weit umher kriechende Wurzeln haben, die sich entweder gar nicht, oder sehr schwer ausrotten lassen, und durch Saamen leicht fortgepflanzet werden, als:

1) Unser gemeiner Hopfen, Humulus, dessen Wurzeln kriechen weit in der Erde herum, und treiben eine Menge Ranken, welche sonderlich junge Hecken auf eine ziemliche Weite überziehen und ersticken.

2) Die Zaun-Rübe, Bryonia alba, wird von einigen fast noch schädlicher gehalten. Sie treibet dicke lange Wurzeln tief in die Erde, welche nicht auszurotten sind.

3) Schmär-Wurzel, Tamus communis, Bryonia nigra, kommt der vorigen gleich.

4) Brenn-Wurzel, Clematis flammula, breitet sich mit seinen Ranken weit aus, und ersticket, was darunter steht. Der gemeine Mann pflegt es Deuvelszwirn zu nennen.

5) Die grosse gemeine Nessel, Urtica major, macht die Hecken unten kahl und trocken, ob sie gleich nicht wie jene und die folgende eine Hecke überzieht.

6) Die grosse weisse Waldwinde, Convolvulus sepium, macht sich bey den Hecken um so mehr gehäßig, da ihre Wurzeln fein sind, und nicht leicht aufgesucht werden können.

7) Der windende Buchweizen, Fagopyrum scandens, ist eben so schädlich.

8) Die Flachsseide, Cuscuta europæa, scheint nur eine kleine unansehnliche Pflanze zu seyn, und überzieht doch wol ganze Hecken.

9) Die schon §. 104 erwehnte Epheu, Alfranken und Waldrebe, werden hier billig mit angeführt.

10) Das Klebkraut, Apparine, und andere dahin gehörende Gattungen vom Gallio, Asperulo, Alsine, Arenaria, Cerastio, gefallen sich oft in den Hecken nur gar zu gut.

11) Mehrere Arten von Vogelwicken werden in den Hecken auch billig verfolget.

Ein jeder also, der seine Hecke lieb hat, wird besorgt seyn, alle zum Nachtheil derselben darin Ueberhand

hand nehmende Pflanzen zu vertilgen, und nur diejenigen frey aufwachsen zu lassen, denen der Platz ordentlich gewidmet ist.

§. 107.

Alle fremde nicht dahin gehörende Pflanzen sind zwar in den Hecken verhaßt; Es ist aber allemal angenehm, wenn man solche recht freudig wachsen sieht.

Je freudiger die Pflanzen neben der Hecke stehen, desto fruchtbarer ist der Boden; Wo man jene ausserordentlich hoch und freudig wachsen siehet, auch von lebhafter Farbe, kann man sicher auf einen ausserordentlich fruchtbaren Boden schliessen. Z. E. wenn Kletten, Diesteln oder Nessel starke Schüsse über Kerls Länge thun; breite, dicke, fettige Blätter, und eine dunkle leuchtende Farbe haben. Wo hingegen die Hecken selber kümmerlich stehen, und kaum darneben eine Pflanze zu finden ist, kann man zuverlässig wissen, daß kein Trieb in der Erde sey.

Wer ein Gut kaufen oder pachten, und vorher die Fruchtbarkeit des Bodens untersuchen will, kann aus dem Wachsthum der Hecken einen der sichersten Beweise nehmen.

Zwölfte

Zwölfte Abtheilung.

Von Erneuerung alter Hecken.

§. 108.

Hecken, die viele Jahre gestanden haben, und zu Anfange nicht recht durchgeflochten sind, müssen endlich erneuret werden.

Alle Hecken werden nach vielen Jahren entweder zu dick und unförmlich, oder die alten Stämme werden zu stark, oder es gehen daran hier und da welche aus, oder sie werden unten kahl und von Zweigen entblösset, und es entstehen daher Lücken.

Es ist nichts schlimmers, als wenn dergleichen Lücken mit trockenen Reisern zugeleget werden; indem diese die grünen Pflanzen immer mehr ersticken, dem Triebe der jungen Reiser hindern, und die Oeffnung grösser machen.

Man leget auch Hecken an, um nicht jährlich eine neue Befriedigung machen zu dürfen; und es ist eine verdrießliche Arbeit für einen Haushälter, wenn er viel Zeit auf Ausbesserung der Hecken wenden, und doch erleben muß, daß des Sommers alle Augenblick neue Lücken entstehen, wodurch Schaden geschiehet.

Alsdenn ist nichts besser, als eine alte Hecke durchaus zu erneuern, indem dieses weniger Kosten erfordert, als die ganze Hecke neu umzupflanzen. Man erhält auch dadurch sofort eine neue, veste, Widerstand leistende Hecke.

§. 109.

§. 109.

Wenn eine Hecke erneuert werden soll, läßt man sie einige Jahre frey und ungestöhrt wachsen, nimmt sie auch für Anfälle vom Vieh in Acht, und verfährt sodann damit, wie oben §. 56 bey den Weißdorn-Hecken gelehret worden.

Man kann eine jede Art alter Hecken auf diese Weise erneuern. Wenn man die ältesten Stämme vorher aushauet, und sie darauf noch zwey bis drey Jahre schonet, um neue junge, an der Wurzel ausgewachsene Reiser in genugsamer Länge und Menge zu haben, so daß solche zur Seite gebogen einen Raum von sechs und mehr Fuß einnehmen, wenn ja Lücken vorhanden seyn sollten.

Es werden alsdenn alle alte Stämme weggehauen, welche dicker sind, als daß sie gebogen und geflochten werden können.

Man räumet zugleich alle schädliche Pflanzen, z. E. den Schwarzdorn, Hollunder, Brombeeren und dergleichen, wenn nicht gar zu grosse Lücken entstehen, weg.

Ist die Hecke an der Seite zu weit ausgewuchert, so wird solches, wenn man nicht etwa zum Einflechten nothwendig ein oder anderes Reis zu Hülfe nehmen, und zu dem Ende zurück biegen muß, ausgerottet, und die ganze Hecke in ihre gehörige Breite eingeschränkt.

Stehen Reiser an der Seite heraus, welche man nöthig hat, und nicht gut biegen kann, vertragen solche von Weißdornen und Haseln, daß man sie bis an die Hälfte einschneidet oder einhauet.

Sollte hie oder da an den Wurzeln Erde fehlen, leget man solche an, und bedecket die Wurzeln.

Wenn denn alles so weit bereitet, und das unnütze zur Seite geräumet ist, so fangen zwo gegen einander über stehende Personen an, die stehengebliebenen Reiser nach der bey den Weißdornen §. 35 gegebenen Vorschrift, durchzuflechten.

Es muß alsdenn eine in der Hecke befindliche Lücke sehr groß seyn, wenn sie nicht auf diese Weise ausgefüllet wird, ohne daß man merket, wo Lücken gewesen sind.

Wenn zu viel dicke Zweige durchgeflochten werden, damit man die Hecke gleich standhaft und dicht mache, so ersticken sie sich einander; besser ist, wenn Anfangs die Hecke nur dünne und luftig bleibt, so sucht man nach zwey Jahren die gebliebenen Lücken von denen getriebenen Nebenschossen auszufüllen.

§. 110.

Sollten ja Lücken bleiben, so müssen solche Stellen von neuem bepflanzet, und die zugepflanzten Stämme wie eine neue Hecke tractiret werden.

Es ist leichter, kleine einzelne Flecke zu bepflanzen, als eine ganze lange Hecke von neuem anzuziehen. Um solche Lücken bald zu füllen, gräbet man die alte Erde heraus, und sucht von der besten in der Nähe zu habenden Erde herbey zu schaffen, schicket sich anbey auf gute mit starken Wurzeln versehene Stämme, setzt solche behutsam, und macht alsdenn einen Graben oder eine andere Befriedigung vorher. §. 45.

§. 111.

Sollte einer solchen erneuerten Hecke beym ersten einflechten die rechte Höhe noch nicht gegeben werden können, so wird sie nach ein paar Jahren noch einmal nachgeflochten, (§. 39, 40) und alsdenn entweder alle Jahr mit einer Scheere geschnitten, oder um das andere Jahr behauen.

Ich habe auf meinem Gute alte verwilderte vermischte Hecken nach der gegebenen Anleitung erneuern lassen, welche anjetzt ein feines Ansehn geben, und ordentlich geschoren werden; wiewol man dieses, wo Vieh daran kommt, nicht einmal viel nöthig hat.

Ein Fehler bleibt bey solchen erneuerten Hecken, da man sich nach denen aus den Wurzeln getriebenen Reisern richten, und die alten Stämme wegnehmen muß, daß man ihnen nicht wol eine gerade Richtung geben kann, sondern hin und wieder Krümmungen lassen muß.

Im Anfange ist allemal dahin zu sehen, daß man die Hecke am Fusse dicht mache; Ist sie aber noch zu schwach und niedrig, so ist noch gefährlicher, oben überher todten Busch zu decken, als wenn man Lücken damit ausfüllet, (§. 108) denn die zarten Pflanzen darunter werden erstickt, und können keine Schüsse thun.

Drey-

Dreyzehnte Abtheilung.

Von todten Befriedigungen.

§. 112.

Wo die Umstände keine lebendige Hecken anzuziehen erlauben, und gleichwol Befriedigungen nöthig sind, muß man solche auf andere Weise zu erlangen suchen.

Bey folgenden Umständen werden vornemlich todte Befriedigungen erfordert:

1) Wenn das Erdreich zu schlecht ist, und keine Pflanzen darauf fortkommen wollen; z. E. wenn Ortstein im Grunde steht, oder die Gegend zu niedrig ist, und oft unter Wasser gesetzt wird.

2) Wenn der Erdboden zu gut ist, und man davon nicht so viel Raum, wie eine Hecke erfordert, missen will.

3) Wenn die Wurzeln der Hecke denen darneben zu pflanzenden Gewächsen Abbruch thun würden.

4) Wenn die Befriedigungen dumpfig liegen, wo keine Pflanzen aufkommen würden.

5) Wenn Befriedigungen unmittelbar bey den Häusern, sonderlich bey den Bauerhöfen, nöthig sind, wo täglich Vieh geht, welches keine Hecke aufkommen lassen würde.

6) Wenn man die todten Befriedigungen zu Spalieren nutzen kann, um Obst daran zu ziehen.

7) Wenn man befürchtet, daß lebendige Hecken nicht Sicherheit genug geben würden.

8) Wenn man nicht so lange warten kann, bis eine lebendige Hecke eine Befriedigung geben würde, wozu mehrere Jahre erfordert werden. (§. 46)

§. 113.

Eine todte Befriedigung fällt kostbarer, und ist eher einem Wandel unterworfen, als eine lebendige Hecke.

Daher haben letztere, wo sie Statt finden, den Vorzug.

§. 114.

Es giebt unendliche Arten von todten Befriedigungen.

Fast eine jede Gegend, ja ein jeder Ort hat seine besondere Manier, wovon die Einwohner nicht wol zurück zu bringen sind, wenn sie auch gleich mit geringern Kosten eine bessere Befriedigung erlangen könnten.

§. 115.

Man macht todte Befriedigungen

1) Von vestem Holze.
2) Von trockenen Reisig geflochten. §. 117.
3) Von Erde. §. 120.
4) Von Steinen. §. 121.
5) Mit Wasser oder Graben. §. 122.

Die von vestem Holze, welche man vornemlich Planken und Stakitte zu nennen pfleget, sind die kostbarsten, und wo das Holz rar ist, am wenigsten anzurathen; Es wäre denn, daß man Spaliere daran anlegen wollte.

Die geflochtene von Reisig, welche wir eigentlich Zäune nennen, sind die gewöhnlichsten. (§. 1).

Zu

Zu denen Befriedigungen von aufgeworfener Erde, welche wir Wälle nennen, gelanget man am leichtesten.

Die Befriedigungen von Steinen sind die beständigsten, und leisten den besten Wiederstand.

Um eine Befriedigung durch Wasser zu schaffen, wird der mehrste Platz erfordert, da breite und tiefe Graben gezogen werden müssen; sie finden in niedrigen Gegenden Statt, wo sie zugleich dazu gereichen, das Wasser abzuführen, und die Gegend trockner zu machen.

§. 116.

Alle Arten von todten Befriedigungen zu beschreiben, würde eine eigene Abhandlung erfordern.

Ich fürchte, meine Leser zu ermüden, wenn mich zu lange bey einer Materie aufhalte. Man findet auch im V. Bande der ökonomischen Nachrichten S. 345 = 398 eine ziemlich umständliche Nachricht von den gewöhnlichsten Vermachungen, nebst Anschlägen, was eine jede koste. Einen Nachtrag dazu enthält der VIII. Band S. 643 = 653. Ein jeder pflegt sich nach der Landesart zu richten, und welche Materialien am wenigsten kostbar sind.

Ich werde nur einige mir merkwürdig scheinende Anmerkungen von dieser oder jener Art mittheilen.

§. 117.

Unter die von Reisig geflochtene Befriedigungen rechne eine Art bey Zelle herum gewöhnlicher, und ihren Nutzen habender Zäune.

Man gräbt 7 bis 8 Schuh lange durchlochte Säulen ein, welche in Sachsen **Pesteln** genennet werden, stecket durch solche 3 Riegel, und flechtet um diese

Zweige von Tannen; diese kann man sonst nicht gebrauchen, sie kosten also nichts; die Säulen und Riegel sind auch nicht gar kostbar, und nehmen wenig Holz weg; ein solcher Zaun dauret doch lange, und schützet wegen seiner Höhe gegen das Wild.

§. 118.

Eine leichtere Art von Befriedigungen erhält man durch neben einander gelegte Tannenbäume.

Diese finden Statt, wo viele Tannenwälder sind; Ich habe deren im Zellischen auf zweyerley Manier bemerkt.

1) Man schlägt zwey Paar tannen Pfähle in der Länge einer jungen Tanne solchergestalt Kreuzweise ein, daß die Köpfe oben eine Gabel bilden, wo sie zusammen gebunden werden. Man legt sodann zwischen der einen Gabel die Spitze, und zwischen der andern den Fuß einer Tanne, über den Fuß von dieser wird die Spitze einer zwoten, und deren Fuß zwischen der dritten Gabel gelegt, und so fortan. Damit unten an der Erde kein Schaaf durchkrieche, werden kleine Gifflen in die Erde geschlagen, und darzwischen eine zwote Reihe tannener Ricke eines Schuh hoch von der Erde geleget.

2) Nach einer noch kürzern Manier hatte man eine Parthey junger bey einem Windsturm mit den Wurzeln umgeweheter Tannen nebst allen Zweigen um ein Feld geleget, so daß die Wurzel der ersten, die Spitze der zwoten Tanne trug, und Statt jener Gabeln diente.

§. 119.

Eine leichte Art von Befriedigungen habe im Osnabrückischen bemerket.

Man

Man hatte in einem losen Sande zur Befriedigung gegen einen Weg einen kleinen Wall aufgeworfen, und auf solchen eine Reihe dünner Pfähle oder Staken etwas über einen Schuh lang, und 9 bis 12 Zoll weit aus einander solchergestalt schrem eingesteckt, daß die Köpfe oben überhiengen, welche mit wenigen Dornen und Weyden flüchtig zusammen gekoppelt waren. Damit nun das Vieh nicht daran kommen konnte, denn sonst hätte es so kleine Pfähle leicht umgeworfen, waren vorher zwey Reihen kleiner Wolfsgruben gegraben, welche das Vieh abhielten. Diese Erfindung steht in mehrern sandigten Gegenden, wo das Holz rar ist, nachzumachen.

§. 120.

Wir haben zweyerley Art, Befriedigungen von Erde zu machen.

1) Wenn wir Wälle von Soden aufsetzen, wie dergleichen oben §. 60 beschrieben worden.

2) Wenn Wälle von blosser fetter Erde mit untermischtem Stroh aufgeführet werden. Diese sind in Sachsen und im Brandenburgischen gebräuchlich, und pflegen **Wällerwände** genannt zu werden; Sie dienen, um Salpeter daran zu samlen.

§. 121.

Die gewöhnlichste, beste, aber auch kostbarste Art von steinernen Befriedigungen geben unsere gewöhnliche steinerne Mauren.

Da diese aber zu gewöhnlichen Befriedigungen um grosse Felder zu kostbar seyn würden, so hilft man sich auf andere Art.

Die beste Art von leichten steinernen Vermachungen habe im Osnabrückischen gesehen; Man zieht eine ge-

rade Linie; macht den Boden eben, packet die Steine gleich wie in einer Mauer, nur ohne Kalch oder Leimen darzwischen zu mischen, in der Breite von anderthalb Schuh, und 2 bis 3 Schuh hoch, ordentlich auf einander, und bedecket die Mauer oben mit Grassoden.

Eine solche trockne Mauer steht viele Jahre ohne allen Wandel, und es ist besser, als wenn Leimen darzwischen gemauret wäre; denn dieser quillet, wenn es frieret, treibet die Steine auseinander, macht solche los, und wenn es aufdauet, rieselt der Leimen zwischen den Steinen aus, und die Steine fallen heraus.

Ein besonderer Vortheil dabey aber ist, daß man daselbst eine Art Sandsteine hat, welche sich gar bequem in lauter dünne ebene Blätter brechen und aufeinander legen lassen. Wo diese fehlen, und wo man nur gewöhnliche rauhe unebene in unordentliche kleinere Stücke brechende Mauersteine hat, geht es nicht an.

In Gegenden, wo es auf den Feldern viele grosse Kieselsteine giebt, bedienet man sich deren zur Befriedigung, und man hat einen doppelten Nutzen, wenn man sie von den Feldern absuchen läßt, und diese damit einfasset. Man legt die größten auf den Grund dichte an einander, füllet Erde darzwischen, und leget sodann über die untere eine neue Reihe Steine bis zur erforderlichen Höhe. Ein solcher Steinwall muß aber im Grunde breit genug angeleget werden, daß die obern Reihen immer mehr eingezogen werden, und der Wall oben als eine Piramide spitz zulaufe, sonst treibet die mitlere Erde die obern Steine aus einander, und da sie mehrentheils rund sind, fallen sie leicht heraus.

Dergleichen Steinwälle habe vornemlich in der Grafschaft Lippe und im Mecklenburgischen angetroffen.

In

In Mecklenburg kostet solche aufzuführen fast nichts, weil man die Leibeigene hat, welche ungemessene Dienste leisten, man läßt also daran in solchen Jahrszeiten arbeiten, wenn auf dem Felde keine Arbeit vorfällt. Werden die Steine aber nicht dichte genung gepackt, oder die Wälle oben nicht schmal genug angelegt, oder der Grund ist nicht vest, so schurren dergleichen Wälle nach Jahren zu Zeiten ein.

§. 122.

Wenn ein Graben zur Befriedigung gezogen wird, richtet man sich mit dessen Breite und Tiefe nach den übrigen Umständen. (§. 115)

Denn da der dazu zu nehmende Raum verlohren geht, (§. 45) macht man ihn nicht gern breiter als höchst nöthig, und so kann zu Zeiten ein Graben von anderthalb Fuß breit und einen Schuh tief hinreichend seyn; Soll er zugleich viel Wasser abführen, muß er eine stärkere Breite haben, und die Tiefe richtet sich, nachdem das Wasser einen Fall hat.

Die Seitenwände müssen schrem abgestochen werden, so schurren solche nicht so leicht nach, und indem der Graben unten enger wird, kann sich das Vieh darin nicht umkehren, und steiget nicht so leicht hinein. Zur gewöhnlichen Maasse kann also genommen werden; oben im Lichten 3 Schuh, und im Grunde einen Schuh weit bey einer Tiefe von zween bis drittehalb Schuh.

Vierzehnte Abtheilung.

Von Lust-Hecken.

§. 123.

Seit ohngefehr hundert Jahren haben allerley Arten von Lust-Hecken in unsern Gärten eine der schönsten Zierden gegeben.

Man erforderte zu einem prächtigen Garten, daß er eine Menge wohlgezogener schöner Hecken enthielte, und nannte eine Hecke schön, wenn sie von unten bis oben recht dicht, eben, und gleich bewachsen, auch wohl geschoren war, anbey bey einer mäßigen Breite eine ansehnliche Höhe hatte, also von Ferne das Ansehen von einem grünen Teppich gab.

§. 124.

Zu dergleichen Lust-Hecken schickt sich vor allen übrigen unsre gemeine Hainbüche, Carpinus The Hornbeam.

Diese macht allen übrigen den Vorzug streitig: Sie wächst in allem Erdreiche, kommt leicht fort, man kann die Stämme in den Hölzern in Menge haben, keine Pflanze läßt sich besser unter der Scheere halten; Sie schlägt früh aus, behält den ganzen Sommer das angenehme Grüne, und wirft die Blätter spät ab. Man kann davon ganz niedrige Hecken bis zu der Höhe von zwanzig Schuhen ziehen, und solche in allerley Gestalten zwingen.

§. 125.

Beym Setzen kann man die oben bey den Weißdornen

dornen gegebenen Regeln sich zur Vorschrift dienen lassen.

Die Hainbüchen schlagen aber leichter als Weißdornen an, man hat also nicht so viele Vorsicht nöthig. Wenn der Boden tief umgegraben und gereiniget ist, so setzet man die Pflanzen mit dem Erdboden gleich, so tief wie sie gestanden haben, und daß die Wurzeln völlig bedeckt sind, und tritt sie alsdenn veste, so daß die Spitzen oben in gerader Linie stehen. Die Wurzeln müssen vorher ja von allen fremden Wurzeln von Unkraute, welche darzwischen zu wachsen pflegen, sorgfältig gereiniget werden, weil diese sonst in dem frischen Gartenlande sich bald ausbreiten, und hiernächst nicht auszurotten sind.

§. 126.

Man soll die Stämme weitläuftig genug setzen.

Sie müssen neun, zwölf bis funfzehn Zoll aus einander stehen, nachdem der Boden fett ist, sonst hat jede Wurzel nicht Erdreich genug, um sich auszubreiten und Nahrung zu suchen.

Eine Hecke muß auch schön und grün werden durch die aus den Hauptstämmen austreibende Nebenzweige, wenn sich diese in viele Nebenäste vertheilen. Stehen nun die Stämme dichte an einander, so können sie keine andere Zweige treiben, als gerade von sich; schneidet man diese stumpf weg, so fallen die Stämme selbst ins Auge, und man erhält nie eine dichte Hecke; läßt man sie aber wachsen, so wird die Hecke breit und unförmlich.

Sind die Stämme weit genug von einander, so haben die von beyden Seiten zu einander einwachsende Zweige Raum sich weiter zu vertheilen, und man

kann

kann alle gerade von sich wachsende Zweige wegnehmen, also in der Folge eine Hecke schmal und doch dichte erhalten: wie man denn mit dem dritten Theil Stämme zukommt, und in der Arbeit überhaupt ein merkliches ersparet.

§. 127.

Wer bald schöne und dichte Hecken haben will, schneide die Stämme nach dem Setzen kurz, und zween bis höchstens vier Schuh, über der Erde nach der Schnur ab.

Je kürzer je besser. Denn wenn die Wurzel nur einen kurzen Stamm zu ernähren hat, kann sie eher die dazu erforderlichen Säfte bereiten, diese können eher circuliren, auch in die Wurzel zurück treten; Der Stock wurzelt besser an, und macht mehrere und freudigere Triebe; der Stamm wird also in einem Jahre über und über mit Nebenzweigen versehen, und es wird insonderheit an der Wurzel alles bedecket.

Läßt man hingegen die Stämme lang, so kann die Wurzel einen langen Stamm nicht gleich Anfangs mit genugsamen Saft versehen; er feuchet; treibet nur hie und da kleine Zweige; die Wurzel selber wird nicht gestärket; man muß lange Jahre warten, ehe eine Hecke über und über grün wird, und es bleiben zu Zeiten nach vielen Jahren, sonderlich am Fusse, noch merkliche Lücken. Ja dergleichen Hecken werden oft auf der Erde nie recht dichte.

Ist aber eine Hecke erst am Fusse recht bewachsen, und mit starken Wurzeln versehen, so kann man sie in zwey oder drey Jahren zu einer beliebigen Höhe aufschiessen lassen, wenn man die Spitzen nur nicht abstutzet, sondern wachsen läßt.

Es

Es ist bey den mehrsten Gartenfreunden und Gärtnern ein falsches Vorurtheil, daß sie, um geschwind grüne Hecken zu haben, lange Stämme setzen. Solche sind mühsamer zu haben; die geilen glatt aufgewachsenen Stämme schlagen am beschwerlichsten an; man muß sie zwey bis dreymal an den daran hergezogenen Rickern mit vieler Mühe bevestigen, um sie in der Linie zu erhalten, und gegen den Wind zu schützen; und nach sechs Jahren ist dergleichen Hecke noch nicht so schön, als eine andere von kurzen Stämmen im vierten Jahre wird.

§. 128.

Eine neu gepflanzte Hecke muß man die ersten drey Jahre nicht mit der Scheere, sondern mit dem Messer schneiden, wenn sie anders recht hübsch werden soll.

Wer eine Hecke setzet, wünschet auch bald eine grüne Bekleidung zu haben, um diesen Endzweck zu erlangen, muß man an den Stämmen alle alte Zweige ohne Unterscheid glatt am Stamme wegschneiden, so daß nichts als ein kahler Stock bleibt. Denn läßt man hie oder da einen Zweig, so pflegt der mehrste Saft sich dahin zu ziehen, der Stamm wird also allein an diesen Stellen vorzüglich bekleidet, und treibt nicht durchaus neue Zweige; Schneidet man hingegen alles weg, so pflegen bald an jeder Stelle, wo ein Zweig gesessen hat, auch sonst an mehrern Stellen des Stammes sich neue Knospen zu zeigen und auszutreiben.

Alsdenn muß die Hecke den ganzen Sommer über von Zeit zu Zeit nachgesehen werden, und so wie man siehet, daß ein Stamm Zweige unnütz und gerade von sich treibet,

treibet, oder daß ein Zweig zu stark wächst, und den übrigen die Nahrung wegnimmt, stutzt man solche sofort ab, und verhütet, daß kein Saft unnütz verschwendet werde. Ist die Hecke kurz, so kann man, wenn man sich überlehnet, gleich von beyden Seiten, was überflüßig ist, wahrnehmen. Die abgestutzte Zweige treiben sodann in dem nemlichen Sommer mehrere Nebenzweige. Ich habe dergleichen vor zwanzig Jahren angepflanzte Hecken, welche am Fusse noch keinen Schuh im Durchschnitt haben.

§. 129.

Das Beschneiden der Hecken in der Folge geschiehet entweder im Frühjahr oder um Johannis.

Am besten ist, wenn man sie um Johannis beschneidet; geschiehet es eher, so treiben sie in dem Herbste noch zu starke Schüsse, welche die Scheere im andern Jahre nicht gut bezwinget: geschiehet es später, so treibt die Hecke gar nicht mehr, und siehet kahl aus; die Schüsse sind auch schon hart geworden; der Frühlingsschnitt findet nur bey denen jung gepflanzten Hekken Statt, um ihnen mehr Nebenzweige zu schaffen, sie müssen sodann auch im Sommer zum zweytenmal beschnitten werden.

Man muß sich hüten, im Anfange des Frühjahrs, wenn der Saft schon in die Stämme getreten ist, keine Scheere noch Messer daran zu bringen, sie verbluten sich sonst gleich dem Weine, und die abgeschnittene Spitzen werden trocken. (§. 50)

Das übrige bey den Hecken zu beobachtende weiß ein jeder Gärtner, und man findet es in allen Gartenbüchern.

§. 130.

§. 130.

Nächst den Hainbüchen-Hecken kommen die Hecken von immergrünenden Stauden in Erwegung, weil solche Winter und Sommer eine grüne Bekleidung geben.

1) **Der Taxus oder Ibenbaum**, Taxus baccata. Dieser läßt sich gar schön ziehen, und man machte sonst viel Werk davon. Sein mattes, todtes, ins braune fallende, Grün macht, daß man ihn jetzt weniger achtet. Man pflanzt ihn durch in die Erde gesteckte Zweige leicht fort; diese sind aber an dem nemlichen Stamme zweyerley Art; einige wachsen gerade über sich aufstehend, und diese treiben mehrentheils wieder gerade Schüsse, und schicken sich also zu Pyramiden. Andere wachsen zur Seite und kraus wie Federn, man nennet sie daher auch Federn, und diese werden zu Hecken und Bekleidungen genommen, man kann ihnen allerley Formen geben.

2) **Die Fichte oder Rothtanne**, Pinus picea. Läßt sich gut scheeren und ziehen; will aber luftig stehen, man muß die Stämme sechs bis acht Fuß weit aus einander setzen, und nicht anders als im Herbste schneiden, sonst verbluten sie sich, und das Harz lauft aus den Wunden.

Ein Uebel dabey ist, daß ihre Wurzeln weit umher in der Oberfläche der Erde herum kriechen, und das Erdreich unbrauchbar und uneben machen.

3) **Die Weiß- oder Edeltanne**, Pinus abies. Hat ein schöner und angenehmer Grün wie jene beyde, und verträgt die Scheere gar gut; erfordert aber einen bessern ebenen Boden; giebt auch nicht so zierliche Hecken, weil die Zweige dicker und nicht so häufig

daran

daran sind. In Gärten hat diese Tanne vor jener Fichte überhaupt des bessern Wachsthums und schönern Ansehns wegen einen grossen Vorzug; die Wurzeln davon treiben auch mehr unter sich, und sind nicht so schädlich.

4) Der Buchsbaum, Buxus sempervirens. Daraus lassen sich alle mögliche Gestalten und Figuren ziehen. Er wächset nur nicht hoch, und bey mir habe ich noch nicht eine veste Hecke davon zu Wege bringen können; theils weil die Mäuse sich gern darunter einnisten, und die Wurzeln beschädigen; theils weil leicht in dem nassen Boden hie und da ein Stamm ausgehet; theils endlich, weil in einer etwas kältern Gegend in den härtern Wintern die Stämme ein paar mal bis an die Mitte verfroren sind.

5) Die Wachholderbeer-Staude, Juniperus communis, läßt sich zur Noth auch in Hecken ziehen; giebt aber wegen seines heßlichen Grüns und sperhaften Wachsthum kein hübsches Ansehen.

6) Die Hülsen, Ilex aquifolium §. 104. würden auch unter den Lust-Hecken einen Platz verdienen, wenn sie nicht so langsam und mühsam zu ziehen wären; Ihre Blätter behalten im Winter das schönste Grün, und glänzen, als wenn sie mit Firnüß überzogen wären; die Traubenweise darzwischen sitzende scharlachrothe leuchtende Beeren, und Blumen von einer schönen weissen Farbe reitzen sämtlich das Auge auf eine angenehme Art.

Ich rathe mehr, davon im Garten hie und da Pyramiden, als ganze Hecken anzuziehen. Sie müssen tief, und bey nassem Wetter gepflanzet werden, und lassen sich auf allerley Weise ziehen.

7) Der stachlichte Genster, Ulex europæus, (§. 4, 105) verdienet mit unter den Lust-Hecken erwehnet

wehnt zu werden, wenn sich gleich keine ganze Hecke davon ziehen läßt; Sein besonderer Wachsthum, die vielen Stacheln, und schöne, im Anfange des Frühjahrs zum Vorschein kommende, häufige gelbe Blumen ergötzen das Auge. Er läßt sich nicht beschneiden, und verfrieret leicht, muß also oft neu aus Saamen gezogen werden.

8) Der gemeine Lorbeerbaum, Laurus vulgaris, würde sich vortrefflich zu Hecken schicken, und man findet dergleichen in England und Frankreich, noch mehr in Italien; unsere Winter sind ihm aber zu hart.

9) Der Kirschlorbeerbaum, Prunus laurocerasus, ist zwar etwas härter, und wir können schon Wände damit bekleiden, zumalen wenn sie des Winters bedeckt werden, im Freyen empfindet er gemeiniglich die Winter.

§. 131.

Ausser diesen immer grünenden giebt es noch viel mehrere Bäume und Stauden, welche zur Auszierung der Gärten gebraucht werden; Es sey zu wirklichen Hecken, oder zu Pyramiden, oder zu Bogengängen, oder zu Bekleidung heßlicher Wände, welche man dem Auge verbergen will.

Ich will einige der vornehmsten davon hier nur erwehnen.

1) Ellern, Betula alnus, hat man wol versucht anzupflanzen, wo die Hainbüchen dem Abfressen der Raupen zu sehr ausgesetzt sind. Ich finde sie nicht von Nutzen als in Plantagien. Die nordische Eller scheint mehr eine Spielart zu seyn.

2) Ulmen, Ulmus campestris, könnte man auch dazu gebrauchen; Sie kommen den Hainbüchen am

nächsten; wachsen aber sperhafter, und das Laub wird leicht durch eine Menge Galläpfel, welche in Gestalt von Blasen daran auswachsen, verdorben und ungestalt.

3) Rainweiden, Ligustrum vulgare, giebt feine Hecken; Ein jedes in die Erde gestecktes Reis schlägt an; man kann also leicht zur Vermehrung gelangen. Es schickt sich vornemlich zu niedrigen Lust-Hecken. Man kann die Stämme höher ziehen, und ganze Bogen damit bekleiden, aber so muß ihnen eine Hältniß gegeben werden, weil sie zu schwach sind, sich selber zu tragen.

4) Linden, Tilia europæa, lassen sich auf allerley Art ziehen, da ihre Zweige biegsam sind, und dieser Baum eher als irgend andere zu aller Jahrszeit das Beschneiden, ja gar ein starkes Behauen verträgt, und dagegen desto mehr Nebenzweige treibet; da er aber allemal die Höhe sucht, und unten einen dicken Stamm, auch mit der Zeit dicke Aeste macht, so schickt er sich zu niedrigen Bekleidungen nicht; wol aber zu hohen Wänden, da man nemlich unten den Stamm blos läßt, und oben die Kronen platt ziehet, daß sie an einander wachsen, und eine Bekleidung bilden.

5) Acacia, Robinia pseudoacacia, wird viel in Städten vor den Fenstern gezogen, weil er nicht so gar finster macht, und weniger Ungeziefer aufnimmt als andere. Er hat aber sperhaftiges sehr brüchiges Holz, schickt sich daher nicht im Freyen, wo ihn der Wind leicht beschädiget; und läßt sich nicht anders als durch stetes Anbinden zwingen.

6) Der Judasbaum, Cercis siliquastrum, läßt sich leicht anziehen, und vergnüget gleich zu Ende des Winters ungemein; indem er eine der ersten blühenden Stauden ist, und seine in Menge hervorkommende

und

und ziemlich lange anhaltende Blume von ferne das Ansehen einer purpurfarbenen Decke geben.

7) **Weisse Maulbeeren**, Morus alba, kann man gut in Hecken ziehen; und das Laub davon zu Futterung der Seidenwürmer gebrauchen. Schwarze Maulbeeren lassen sich wol platt, sonderlich am Spalier ziehen, taugen aber nicht in Hecken.

8) **Wilder Jasmin**, Philadelphus coronaria, wächst geschwind und leicht, läßt sich auch an schattigen Oertern gebrauchen, bringt mitten im Sommer stark riechende Blumen.

9) **Kornelkirschen**, Cornus mas. Ein Baum, der am allerersten blühet, und oft mit Ende des Hornungs schon seine Blüthe zeigt; Sein Laub ist zwar nicht hübsch, dagegen leuchten die scharlachrothen Beeren im Herbste desto weiter; Man macht Lauben davon.

10) **Syringenbaum**, Syringa vulgaris. Lilac. hat schönes grünes Laub, und artige angenehm riechende Blumen; wächst aber zu eigentlichen Hecken zu sperhaft, und läßt sich nicht gut in Ordnung halten, er müßte denn angebunden werden. Der blaue hat des Geruches wegen für den weissen den Vorzug.

11) **Berberitzen**, Berberis vulgaris, geben eine dichte Hecke; das Beste an der Staude ist aber die Frucht, und wenn sie unter der Scheere gehalten wird, trägt sie fast nichts, man sieht auch daran mehr Holz als Laub; Ueberdem treibt sie stark aus der Wurzel, läßt sich also nicht gut einschränken; daher besser ist, sie Buschweise zu ziehen.

12) **Stachelbeeren oder Stickbeeren**, Ribes grossularia.

13) **Johannisbeeren**, Ribes rubrum, werden beyderseits leicht in Hecken gezogen.

14) **Der Lotusbaum**, Celtis australis, kann nicht wol zu einer ordentlichen Hecke eingeschränkt werden, da seine Zweige fladderhaft sind.

15) **Rosen** von allerley Arten geben Hecken, welche den Sommer über nicht allein das Auge, sondern auch den Geruch ergötzen, sie lassen sich aber nicht ordentlich scheeren und müssen angebunden werden.

16) **Himbeeren**, Rubus idæus, müssen wegen des unordentlichen Wachsthums und Auswucherns an Abörter gesetzt werden, wo sonst nichts wachsen würde.

17) **Kellerhals**, Daphne Thymelæa, treibt gar früh mit Ausgang des Winters und oft unter dem Schnee purpurfarbene sehr stark riechende Blumen, und pranget den Sommer über mit seinen scharlachrothen Beeren, läßt sich also unter andern Büschen und in Hecken zwischen durch ziehen.

18) **Schneeballen**, Viburnum roseum, wird der Blumen wegen gezogen, darf aber sodann nicht stark beschnitten und eingeschränkt werden.

19) Spiræa Salicifolia.

20) **Der Wachsbaum**, Myrica cerifera.

21) **Der Porst**, Myrica Gale, wachsen alle drey Buschweise zween bis drey Schuh hoch; geben aber keine dichte Hecken; der Porst soll auch wegen seines heftigen, den Kopf einnehmenden, Geruchs billig aus den Gärten verbannet bleiben.

22) Potentilla fruticosa, welche wie §. 105 schon erwehnet worden, von dem **Ritter Linne** empfohlen wird.

§. 132.

Nachfolgende windende Stauden schicken sich nicht zu Hecken, dagegen desto besser zu Bekleidung bedeckter Gänge und Lauben, auch an Mauern.

23) Der

23) **Der Wein**, Vitis vinifera, bedecket eine Laube gar geschwind mit seinen Ranken, wenn man ihn kurz hält, und jährlich im alten Holze schneidet.

24) **Jungfernwein**, Hedera quinquefolia, wächst an schattigen dumpfigten Oertern, wo nichts anders wachsen will, und schlinget sich an jeder Wand oder am Baum ohne alle Hülfe hinauf.

25) **Der Epheu**, Hedera helix, schickt sich vornemlich zu Bekleidung alter Mauern und Häuser an der mitternächtlichen Seite, auch alte trockne Stämme von Bäumen zu bekleiden.

26) **Die Trompetenblume**, Bignonia radicans, klammert sich an allen Wänden an, ist aber etwas weichlich.

27) Periploca græca, windet sich an andern Bäumen und Stangen hinauf.

28) **Geißblat, Specklilien**, Lonicera caprifolium, und dessen Varietäten dienen zu Lauben, und ihre Blumen erfüllen des Abends den Garten mit einem angenehmen Geruch.

29) **Das immer grünende Geißblat**, Caprifolium sempervirens, hat zwar die schönsten scharlachfarbenen Blumen, dagegen aber keinen Geruch, und ist weichlicher.

30) Clematis viticella und viorna winden sich an Bäumen hinauf.

31) **Der Mehlfäßleinbaum**, Mespilus pyracantha, giebt eine vortreffliche Bekleidung ab, weil er immer grünend ist, und seine rothe im Winter reifende leuchtende Früchte ein prächtiges Ansehen geben. Seine Zweige sind aber zu dünne, um sich selber zu halten, die Früchte ziehen sie nieder, und er will daher Hältniß haben und angebunden seyn.

Funfzehnte Abtheilung.

Von Plantagen und Wildnissen.

§. 133.

So viel man seit hundert Jahren auf schöne hohe Hecken gehalten hat, so sehr kommen solche anjetzt aus der Mode, und man pflanzet solche ohne besondere Ursache fast nicht mehr.

In der That machen die hohen Hecken den Garten unangenehm und dumpfig; zwischen solchen wächst nichts, sie hindern der Aussicht, und das Auge gewöhnt sich bald, lauter ähnliche grüne Wände zu sehen. Sie werden des Schattens wegen gelobet, und geben in der That keinen Schatten, als demjenigen, der unmittelbar daran hergehet.

§. 134.

Gegenwärtig zieht man mehr vor, entweder ganz freye Plätze, oder solche, welche Statt Hekken mit allerley Buschwerk unter einander bepflanzet sind, unter und zwischen welchen sich hie und da ein Spatziergang herum schlinget.

Das Auge findet hier mehrere Veränderungen, und man siehet abwechselnd auch Blühte und Früchte von mancherley Art; Man nennet solches **Plantagen** oder **Wildnisse**.

§. 135.

Es beruhet darauf, daß man in solchen Plantagen alle mögliche Arten von Bäumen und Stauden mit einer Abwechselung so wie sie sich neben einander

ander schicken, anzubringen und zu vertheilen weiß, so daß es dem Auge gefällt; daß alles bedeckt ist, und sich nichts einander im Wege stehet.

Ich habe davon bereits im I. Theil des Hausvaters S. 217 gehandelt.

Man muß die Wege nach der Lage des Orts geschickt zu führen wissen. Zunächst an den Wegen werden niedrige Blumen, als Marienblumen, Schlüsselblumen, Aurikuln, Erdbeeren, und so weiter gepflanzet; dahinter setzt man höhere, als Lilien, Lychnis, Napellen, Martagons. Weiter die niedrigsten Stauden, als Stachelbeeren, Johannisbeeren, Wachsbaum, Buxbaum; darauf Quitten, Nüsse, Mispeln, Weißdorn und andere höhere Stauden: Hiernächst niedrige Bäume, als Mandeln, Weiden, Pappeln, Lebensbaum, und endlich die höchsten Bäume, als Eichen, Büchen, Wallnüsse, Kastanien.

§. 136.

Ein Verzeichniß von denen sich in dergleichen Plantagen und Wildnissen schickenden Bäumen zu geben würde überflüßig seyn.

Denn sie schicken sich alle dazu, und gehören alle hinein.

Es ist nur nöthig zu wissen, welche am höchsten wachsen, und welche man niedrig halten kann. Dieses lernt man eines Theils aus des Millers Gärtner-Lexicon, und ich werde künftig von allen Bäumen eine ausführliche Beschreibung mittheilen, welche um so nützlicher zu seyn scheint, da seit zwanzig bis dreyßig Jahren viele amerikanische Bäume erst bekannt worden sind, welche sich gar gut für unser

Clima schicken, und wovon wir im Deutschen entweder noch gar keine oder sehr unvollkommene Beschreibungen haben.

Viele Gartenfreunde werden daher bey uns gereitzet, dergleichen mit grossen Kosten kommen zu lassen, da doch manche Arten davon kaum einen Platz in unsern Gärten verdienen, und gegen unsere einheimische schönere und mehr nutzbare Bäume billig mit neidischen Augen angesehen werden. Andere hingegen sollen bey uns billig bekannter und gemeiner gemacht werden, wie z. E. die grosse amerikanische Eiche, Quercus prinus, und die Lordweymuths Fichte, Pinus strobus; Auf deren Fortpflanzung in England auch Belohnungen gesetzt worden.

Inhalt.

Inhalt.

I. Abth. Von Hecken überhaupt.

§. 1. Unterschied zwischen Hecken, Alleen und Zäune.
2. Vierfache Absicht bey Hecken.
3. 1 Reg. Lege ohne Absicht keine Hecke an.
4. 2 Reg. Suche die Absicht sicher, leicht, geschwind zu erhalten.
5. Drey Arten, Befriedigungs- nutzbare und Lust-Hecken.

II. Abth. Von Befriedigungs-Hecken überhaupt.

6. 1 Eigensch. Sie muß geschwind zur Beschirmung gereichen.
7. 2 Eigensch. Sie muß zuverläßig seyn.
8. 3 Eigensch. Sich wenig ausbreiten. Für Schwarzdorn gewarnet.
9. 4 Eigensch. Unwandelbar seyn; Fehler der Genster-Hecken.
10. Die Weißdornen schicken sich am besten.

III. Abth. Von Weißdorn-Hecken.

11. Suchet dazu eine gerade Linie.
12. Ersparet keine nöthige Kosten.
13. Grabet die Erde um; vierfacher Nutzen davon.
14. Das Umgraben kann vorher geschehen.
15. Die Linie zur Hecke wird erhöhet.
16. Sammelt vorher die Stämme.
17. Rodet solche vorsichtig.
18. Wie viel Stämme erfordert werden.
19. Wählet frische junge Stämme.
20. Wilde Stämme haben aus vier Ursachen den Vorzug. Wo sie fehlen, zieht man sie aus Kernen an.

§. 21. Handgriffe zu Anlegung einer Pflanzschule.
22. Pflanzet im Frühjahr.
23. Pflanzet an regnigten Tagen.
24. Haltet die Wurzeln vor dem Verpflanzen bedeckt.
25. Untersuchet erst die Wurzeln.
26. Pflanzet nach der Schnur; bringet reine Erde an die Wurzeln.
27. Setzet die Stämme perpendicular. Schaden des Kreuzweisesetzens.
28. Bedecket die Wurzeln genau.
29. Setzet keine doppelte Reihen von Stämmen.
30. Schneidet die Stämme über der Wurzel ab.
31. Begiesset die Wurzeln.
32. Wiederholet das Begiessen im Sommer.
33. Haltet sie frey vom Unkraut.
34. Schneidet im folgenden Jahre die Stämme in der Erde ab.
35. Flechtet die Hecke Kreuzweise durch.
36. Eingeknickte Reiser werden deswegen nicht weggeschnitten.
37. Stutzet die Spitzen nicht ab.
38. Bringet keine Scheere dran.
39. Lasset sie ein Jahr ruhen; flechtet sie denn abermahls; gebet ihr eine gerade Linie.
40. Lasset sie weiter wachsen; flechtet sie noch einmal.
41. Verstecket die Spitzen der Reiser, ohne sie abzuschneiden.
42. Lasset nichts perpendicular aufwachsen.
43. Fänget nun an, die Hecke zu scheeren.
44. Bewahret die Hecke vor Vieh; Schaden des Abfressens.
45. Zwiefache Art, eine junge Hecke zu vertheidigen.
46. 1 **Einwurf.** Man muß lange warten.
47. 2 **Einw.** Die Hecke ist kostbar.
48. Anschlag von den Kosten.
49. Höhe einer Hecke von 3 bis 5 Schuh.
50. Zeit zum jährlichen Beschneiden.
51. Bäume in eine Hecke zu setzen, ist schädlich.
52. Was in morastigen Gegenden zu machen.
53. Eigenschaften einer guten Weißdorn-Hecke.

§. 54. Ob Weißdorn aller Orten wachse.
55. Eine angefressene Hecke schneidet ab.
56. Handgriffe, um eine alte Hecke zu erneuern.
57. Von den Weißdornen hat man keinen Nutzen.
58. Sie wehret nicht gegen Wild.
59. Weißdorn-Hecken von eingelegten Stämmen.

IV. Abth. Von Birken-Wällen.

60. Nutzen der Birken-Wälle oder Graben.
61. Handgriffe wie die Rasen gestochen werden.
62. Wie die Rasen zu erhalten sind.
63. Ziehet eine Linie; messet davon zween Fuß heraus.
64. Messet auch die Breite.
65. Ebnet den Platz; leget die Rasen.
66. Lasset den Wall anlaufen.
67. Füllet die Mitte mit Sand aus.
68. Gebet dem Walle vier Fuß Höhe.
69. Anschlag der Kosten.
70. Beste Zeit dazu.
71. Birken wollen weitläuftig stehen; Körbe aus den Wurzeln; doppelte Reihen.
72. Einknicken; Handgriffe dabey; wenneher es geschehe.
73. Die Wälle werden alle 4 Jahre gehauen.
74. Wenn eine Ecke nachzupflanzen ist, wird die Erde erneuert.
75. Birken-Wälle schicken sich nur in sandigten Gegenden.
76. Wälle von Steinen sind nicht gut dazu.
77. Birken-Hecken sind gut für klein Wild.
78. Aufmunterung zu deren Anlegung.

V. Abth. Von Hasseln-Hecken.

79. Hasseln schicken sich zu Hecken.
80. Wie sie zu setzen sind.
81. Junge Stämme haben den Vorzug.
82. Hasseln schicken sich nicht in fettes Erdreich.

§. 83. Lassen sich nicht beschneiden noch einflechten.
84. Werden zu Vermachung der Koppeln gebraucht.
85. Gebrauch der Nüsse.
86. Fehler, wenn sie nicht an der Wurzel gestutzet werden.

VI. Abth. Weiden-Hecken.

87. Weiden leisten in Hecken keinen Nutzen.
88. Schicken sich überhaupt nicht zu Hecken.
89. Vertragen das Durchflechten nicht.
90. Vermachung von Weiden-Pallisaden.
91. Anbau der Pott- und Kopfweiden empfohlen.
92. Handgriffe bey deren Setzung.
93. Handgriffe bey deren Köpfung.
94. Pottweiden werden in vier Schläge getheilet.
95. Wie der Weidenbusch zu gebrauchen.

VII. Abth. Hollunder-Hecken.

96. Hollunder wächset leicht; Nutzen und Schädlichkeit davon.

VIII. Abth. Schwarzdorn-Hecken.

97. Siebenfache Schädlichkeit.
98. Soll nur an Abörtern gezogen werden.
99. Unterricht, wie Schleewein zu machen sey.

IX. Abth. Obst-Hecken.

100. Unbequemlichkeiten bey den Obst-Hecken.

X. Abth. Vermischte Hecken.

101. Warum unsre Hecken aus mehrern Pflanzen bestehen.

§. 102. Hecken von einerley Pflanzen haben den Vorzug.
103. Hohe Bäume gehören nicht in Hecken.
104. Gewöhnliche Hecken-Pflanzen.
105. Aufmunterung zu Einführung neuer Standen.

XI. Abth. Von Pflanzen, welche den Hekken schädlich sind.

106. Erzählung derer den Hecken schädlichen Pflanzen.
107. Gutes Zeichen, wenn Unkräuter an Hecken freudig wachsen.

XII. Abth. Von Erneuerung alter Hecken.

108. Alte Hecken werden erneuert.
109. Handgriffe dazu.
110. Lücken werden ausgepflanzt.
111. Eine erneuerte Hecke wird nachgeflochten.

XIII. Abth. Von todten Befriedigungen.

112. Acht Vorzüge von todten Befriedigungen.
113. Sie sind kostbarer als Hecken.
114. Jede Gegend hat ihre besondere Manier.
115. Fünf Arten von todten Vermachungen. 1 von Holz.
116. Wo solche beschrieben sind.
117. 2 geflochtene von trockenem Reisig.
118. 3 von Tannenbäumen.
119. 4 von kleinen Pfählen mit Wolfsgruben.
120. 5 Erdwälle und Wellerwände.
121. 6 steinerne Mauern; ungemauerte Mauern.
122. 7 Wassergraben.

XIV. Abth. Lust-Hecken.

§. 123. Waren sonst in der Mode.
124. Dazu schicken sich Heinbüchen am besten.
125. Werden wie Weißdornen gesetzt.
126. Die Stämme wollen weitläuftig stehen.
127. Haltet die Hecke erst niedrig.
128. Schneidet sie mit dem Messer, nicht mit der Scheere.
129. Zeit zum Beschneiden.
130. Immer grünende zu Hecken dienliche Stauden.
131. Uebrige zu Lust-Hecken schickliche Stauden.
132. Windende an Wänden und Bäumen zu gebrauchende Stauden.

XV. Abth. Von Plantagen und Wildnissen.

133. Hecken kommen aus der Mode.
134. Die Plantagen treten in die Stelle der Hecken.
135. Wie solche anzulegen sind.
136. Was für Bäume sich darin schicken.

III.

Anmerkungen

Von Vertilgung der Wucherblumen und anderer Unkräuter.

❧ ❧ ❧

Ein kleiner Feind, dies lerne fein,
Will durch Gedult ermüdet seyn.

Gellert.

Anmerkungen von Vertilgung der Wucherblumen und anderer Unkräuter.

Die Königl. Ackergesellschaft in Zelle hat eine löbliche Absicht geäusert, da sie eine Belohnung darauf gesetzt hat, wer die besten Mittel zeigen würde, wie die Wucherblumen zu vertilgen sind.

Die **Wucherblume** ist das Chrysanthemum segetum *Linn.* und eine an den mehresten Orten nur gar zu bekannte Pflanze, daher eine genaue Beschreibung davon überflüßig seyn würde; Es ist eine jährliche Pflanze, welche, wenn sie Raum genug hat, Buschweise bis zu der Höhe von zween Schuhen wächset, rund umher die saftigen dicken Nebenstengel ausbreitet, dicke, fleischichte, saftige, gezackte Blätter ohne Stiele hat, welche unten die Stengel umfassen, und eine angenehme helle blaugrünliche Farbe haben. Die Pflanze treibet eine Menge Blumen von einer schönen, weitleuchtenden goldgelben Farbe, welche in die Linneische Klasse der Syngensia gehören; mithin eine grosse Menge kleiner Saamen hervorbringen, die nach des **Ritter von Linne** Anmerkung in dieser Klasse vorzüglich leicht vollkommen werden.

Wenn man beurtheilen will, wie diese Pflanze zu vertreiben sey, so muß man sich zuförderst ihre Natur und Eigenschaften bekannt machen.

1) Da es eine jährliche Pflanze ist, welche im Herbste nach vollendetem Saamen vertrocknet, so hat man nicht zu besorgen, daß die Wurzeln in der Erde zurück bleiben und wieder ausschlagen, wie bey andern Unkräutern, als den Diesteln, nur gar zu gewöhnlich ist.

2) Der Saamen hat eine dicke Hülse; Weil er dicke Hülsen hat, so kann er lange Jahre in der Erde liegen, ehe er keimet. Ich habe bemerkt, daß in einem Acker, welchen man, um ihn von dieser Pflanze zu befreyen, ohnbestellt liegen ließ, der darin ausgestreute Saamen erst nach zwanzig Jahren keimete, wie das Feld wieder aufgebrochen ward.

3) Die dicke Hülse veranlasset, daß der Saamen nicht leicht keimet; er müsse denn a) oben sehr flach in der Erde zu liegen kommen; b) lockere Krume, auch c) warme und feuchte Witterung, anbey d) viel Luft haben.

4) Das Feld kann also voller Saamen stecken, und von diesem wenig oder nichts keimen, wenn der Saamen a) nicht beym Umpflügen an die Oberfläche kommt, oder wenn b) ein Regen das Feld gleich zuschlägt, oder c) wenn starke Dürre einfällt, oder wenn d) eine andere Pflanze frischer und eher aufwächset, und der Wucherblume die Luft nimmt.

5) Dies letztere ist die Ursache, warum im Winter-Rocken selten Wucherblumen aufwachsen, weil diese erst im Frühjahr keimen, der Rocken aber schon vor dem Winter das Feld überziehet; den Winter über auch das Feld eine veste Borke setzt.

6) Der Saamen ist ziemlich schwer. Wenn ein Feld beackert, und sonderlich die Krume von der Egge durchgearbeitet wird, so fallen die schwersten Theile

Theile gemeiniglich in den Grund: also senken sich auch viele Saamenkörner tief, und keimen sodann nicht eher, bis sie erst bey anderweitigem Pflügen in die Höhe kommen.

7) Eine jede Blume hat über hundert vollständige Saamenkörner: Eine Pflanze, wenn sie rechte Art hat, bringt an die hundert Blumen; Der Saamen ist, wenn kaum die Blume abgeblühet hat, zeitig, und fällt bald aus. Wenn die Pflanze ausgerissen und hingeworfen wird, verdorret sie deswegen nicht, sondern die Blumen kommen gemeiniglich zur Vollkommenheit und bringen reifen Saamen.

8) Man begreift also, wenn in einem Umkreise von wenigen Schuhen mehrere Jahre nach einander viele tausend Saamenkörner ausgestreuet werden, welche langsam nach einander keimen: warum viele Jahre lang in der Folge jährlich neue Pflanzen aufgehen können, wenn man auch alle Sorgfalt nimmt, daß kein neuer Saamen ausfällt.

9) Es wird ferner begreiflich, wie ein Feld mehrere Jahre bestellet werden kann, ohne daß sich eine merkliche Anzahl von diesen Pflanzen zeiget, und auf einmal, wenn die Witterung darnach ist, und die Beackerung des Feldes ihnen gelegen kommt, dennoch das ganze Feld damit überzogen sey.

10) Wir dürfen uns auch nicht wundern, woher, wenn auch lange Jahre verhindert wird, daß keine Pfianze neuen Saamen ausstreuet, gleichwol noch alljährlich neue Pflanzen keimen, und dieses zu Zeiten im vierten oder fünften Jahre mehr als in denen vorhergehenden.

11) Aus dem angeführten wird weiter klar, daß wir nur Ein Mittel haben, unser Feld von Wu-

cherblumen zu befreyen; Nemlich wir müssen ein paar Jahre daran wagen, und das Feld mit dem größten Fleisse solchergestalt braken, und mehrmalen vergebens umackern, daß aller in der Erde seit vielen Jahren gesammelter Saamen hervor und zum Keimen komme, und hiernächst die jungen Pflanzen, ehe sie blühen, verstöhret werden.

Ich habe ein Feld größtentheils davon befreyet, wo sie sich seit undenklichen Jahren so häufig eingesaamet hatten, daß gar kein Sommerkorn darauf zu bauen war; Das Feld ward im Herbste, sobald das Korn herab war, nach einem warmen Regen flach umgepflüget, so lief in dem nemlichen Herbste eine erstaunliche Menge. Es ward darauf übergeegget, die Egge riß also die gelaufenen Pflanzen aus, und beförderte das Keimen von andern Saamenkörnern; Alle gekeimten Pflanzen vergiengen im Winter von selbst.

Im folgenden Sommer ward das Land fünfmal gepflüget, und dazu jedesmal ein fruchtbares Wetter gewählet; Nach wenig Tagen lief eine unglaubliche Menge Pflanzen; diese riß die jeder Fahrt folgende Egge los, und beförderte neue Saamenkörner zum Keimen.

Das Pflügen geschahe Anfangs tief, hernach flächer, damit nicht allemal die nemlichen Erdtheile an die Oberfläche kamen.

Nach der Brak habe wol Rüben säen lassen, welche erst spät gesäet werden und niedrig bleiben, also den Wucherblumen Luft genug lassen, anbey am ausjäten nicht hindern, welches nicht versäumet werden darf; Die zurückbleibenden kleineren Pflanzen werden bey dem Aufziehen der Rüben mit heraus geworfen, und verderben im Winter ehe sie Saamen tragen.

Lein

Lein nach der Brake zu säen ist auch gut; Es muß solches wegen der häufig darin aufschiessenden Wucherblumen zweymal gejätet werden, und diejenigen, denen der Flachs gehöret, werden dazu gezwungen, weil sie sonst nichts vom Flachse haben würden. Man bedinget mit denenjenigen, welche Lein für Geld säen, ein, daß sie bey Aufziehung des Flachses alle Wucherblumen mit aufziehen, und vom Felde herunter schaffen müssen.

In einer Brake wird noch nicht aller Saamen keimen, so muß man die folgenden Bestellungen so einzurichten wissen, daß weniger Saamen von Wucherblumen keime, und die einzelnen etwa aufschiessenden Pflanzen muß man sorgfältig ausjäten, und mit möglichstem Fleisse verhüten, daß kein frischer Saamen hinzukomme. Wenn die Bestellzeit um ist, muß das Braken mit voriger Vorsicht wiederholet werden, so kann es fast nicht fehlen, daß das Feld ganz frey werden muß.

Man wird auch die Wucherblumen überhaupt auf Feldern, welche gebrachet werden, nicht so häufig antreffen, als in Sandgegenden, wo keine Brak gebräuchlich ist.

Sonst habe ich noch angemerkt, daß die Wucherblumen sich auf gewissen Feldern vorzüglich gut vor andern gefallen müssen. Denn in den nemlichen Gegenden, ja auf dem nemlichen Felde stehen sie zu Zeiten auf einer Seite häufig, und an andern Stellen findet man sie fast gar nicht; ohnerachtet der nemliche Mist und die nemliche Einsaat wechselsweise gebraucht wird, auch bekannt ist, daß sie durch beydes fortgepflanzet und ausgebreitet werden. Das mehrste scheint an der Bestellung zu liegen.

Bey der Aussaat muß man sich hüten, daß solche rein gesichtet sey; denn da der Saamen von Wucher-

blumen kleiner als das Korn ist, kann man dieses davon reinigen. Man siehet auch darnach, daß das Stroh, worin viel Wucherblumen sind, nicht zum Mist genommen werde.

Bey diesen gebrauchten Vorsichten ist noch möglich, Wucherblumen zu vertilgen; desto schwerer hält es, perennirende Unkräuter auszurotten, deren Wurzeln tief in die Erde gehen, so daß der Pflug sie nicht herausbringet; denn wenn die Wurzeln nur in der Oberfläche der Erde liegen, so kann man durch Umpflügen bey heissem Sonnenschein und sooren Winden veranlassen, daß solche vertrocknen und ersticken. An einigen Pflanzen aber gehen sie auf mehrere Schuh unter sich, und treiben, wenn sie gleich abgestossen werden, von neuem desto mehr aus; und zu deren Vertilgung habe noch kein Mittel ausfündig machen können.

Hieher rechne:

1) Das Klapperkraut, Rhinantus Cristagalli. Kein Unkraut ist mir verhaßter als dieses, weil es vor allen andern ein Feld aussooret, und alle Fettigkeit an sich zieht.

2) Der Huflattig, Tussilago farfara. Ist zwar ein gesundes, und in der Medicin gebräuchliches, auf den Feldern aber verhaßtes Kraut.

3) Das Kandelkraut, Equisetum arvense. Dessen Wurzeln habe ich in der Erde zehn bis zwölf Schuh tief nachgegraben; sie bestehen, wie die Pflanze überhaupt, aus vielen Absätzen, und treiben bey jedem Knoten Nebenranken. In mageren Gegenden kennet man die Schädlichkeit dieser Pflanze so nicht, als in den fetten Weiden an der Elbe bey Hamburg, wo den Kühen die Milch davon vergeht; ja sie wird oft dem fremden auf die Weide gebrachten Vieh, wenn es nicht von Jugend auf daran gewohnt ist, gar tödtlich, weil es gar zu hitzig ist, und das Blut in Wallung bringt.

4) Die kleine Feldwinde, Convolvulus arvensis, wickelt sich um das Korn, und zieht es nieder.

IV.

Anmerkungen
über die lange anhaltende Dürre, und den grossen Wassermangel vom Jahre 1766.

* * *

Multum adhuc reſtat operis, multumque reſtabit, nec ulli nato poſt mille ſæcula præcludetur occaſio aliquid adhuc adjiciendi.

Seneca.

Anmerkungen über die lange anhaltende Dürre und den grossen Wassermangel.

Nachdem wir verschiedene nasse Jahre gehabt haben, ist im Herbste des 1766ten Jahrs eine bis ins 1767te Jahr anhaltende ausserordentliche Dürre gefolget; welche, wenn sie im Frühjahr oder Sommer angefangen hätte, eine allgemeine Hungersnoth veranlasset haben würde. Denn es fiel in vielen Monaten fast gar kein Regen; die Quellen und kleinen Bäche trockneten aus, und die grossen Flüsse hat Niemand jemals so klein und niedrig gekannt; die mehrsten Mühlen standen aus Mangel des Wassers stille, und viele Oerter mußten das benöthigte Wasser auf mehrere Stunden weit herholen lassen.

Was kann nun die Ursache seyn, daß in einem Jahre so vieler, im andern aber weniger Regen fällt?

Ist ein Jahr mehr Wasser vorhanden, und woher kommt solches?

Sollte nicht ein oder anderer Naturkündiger bey der ausserordentlichen Witterung Gelegenheit genommen haben, dieserwegen Anmerkungen zu machen, und die Ursachen zu entdecken, welche zu dieser oder jener Veränderung Gelegenheit geben?

Die Naturkündiger sehen Wasser und Erde als zwo unterschiedene Materien an; Ich vermag aber noch keine bestimmte Gränzen zwischen Wasser und Erde anzutreffen; Man macht aus Wasser Erde, und aus Erde Wasser. Daher kann ich das Wasser nicht anders

erklären, als daß es der allerfeinste Grad einer in lauter einförmige, unmerklich kleine, ähnliche Theilchen aufgelöseter Erde sey, welche nahe an einander schliessen aber nicht zusammen hangen, keine merkliche Zwischenräume lassen, und in denen wir eine Art von beständiger innerlicher Bewegung antreffen, vermöge welcher das Wasser sich weiter auszubreiten geneigt ist.

Man pflegt als eine Eigenschaft des Wassers anzugeben, daß es nätze; Es ist dies aber nichts anders, als daß sich leicht einige der allerkleinsten Theilchen von der ganzen Masse trennen, und mit denen sie berührenden Materien vereinige; so kann man auch sagen, daß Mehl oder ein jeder anderer feiner Staub nätze, weil er leicht anhänget.

Wenn mehrere der kleinsten Theilchen, welche sich bisher unter der Gestalt von Wasser gezeiget haben, sich in einen Körper vereinigen, und von den übrigen unterschieden betrachtet werden können, so nennen wir solche wieder Erde, und wenn wir viele solcher Körperchen im Wasser unterscheiden, so sagen wir, es sey trübe; oder, wenn wir sie gar davon trennen können, so sagen wir, das Wasser habe viele Erdtheile. Wir betrachten aber Wasser und Erde von welcher Seite wir wollen, so lassen sich überall keine gewisse Gränzen bestimmen; So wie auch dasjenige, was wir Luft nennen, nur blos dem Grade nach von jenen unterschieden ist.

Wir nennen nasse Jahre, wenn eine grössere Menge Regen fällt, wie gewöhnlich zu fallen pflegt.

Man samlet nemlich an verschiedenen Orten, wo Wetterbeobachtungen angestellet werden, auch mit Fleiß den von Tagen zu Tagen fallenden Regen auf, berechnet, wie viel Zoll hoch Regen in jedem Monate falle.

Dieses wechselt zu Zeiten in ganz nahe neben einander liegenden Gegenden merklich ab. Man wird z. E. des Sommers über bey Gewittern wahrnehmen, daß solche mehrentheils nur einerley Strich nehmen, und gewisse Oerter selten berühren.

Wenn nun in einer Gegend mehr Regen fällt wie gewöhnlicher Weise in andern Jahren zu fallen pflegt; so kann solches eine vierfache Ursache haben.

1) Daß in dem Jahre mehr wäßrige Theile vorhanden sind wie vorhin.

Wenn man die grosse Menge von dem, in denen gehabten verschiedenen nassen Jahren gefallenen Regen betrachtet, so sollte man wirklich glauben, daß die Masse des Wassers sich vermehrt habe: Aber woher sollte denn wol die grössere Masse des Wassers gekommen seyn, und wie hat sich solches so plötzlich wieder verlohren, daß nun auf einmal eine ausserordentliche Dürre einfällt. Wir können keine neue Schöpfung von Wasser annehmen, und daß solches nun wiederum annulliret worden.

Sind also etwa 2) in denen verflossenen nassen Jahren von einer entfernten Weltgegend mehr Wassertheilchen durch den Wind oder eine andere Ursache zu uns geführet und bey uns erhalten, nun aber plötzlich wieder weggetrieben worden?

Dies scheint allen Erfahrungen zu widersprechen, da man beobachtet haben will, daß die aufsteigenden Dünste gemeiniglich nicht weit fortgetrieben werden, sondern sich bald wieder niederlassen.

Es steigen auch mit den wäßrigen Dünsten verschiedene materielle Theile, auch Eyer von Insekten, Schwämmen und dergleichen in die Höhe; wenn also die sich bey uns niederlassende Dünste aus entfernten

Gegenden

Gegenden herkämen, so müßten wir darin merkliche Unterscheide finden. Zudem hat sich in den nassen Jahren das mehrste Wasser in die Bäche und Flüsse gesamlet, und daraus in das Meer ergossen.

Was ist denn wol die Ursache, welche das Wasser von Tagen zu Tagen gleichsam wieder zurück geführet hat?

Man kann nicht wol 3) darauf verfallen, zur Ursache der Nässe anzugeben, daß das Wasser in einer ausserordentlichen Bewegung gewesen, mithin der gefallene Regen bald wieder in Dünste aufgelöset, und abermals als ein Regen zurück gefallen sey. Denn so müßte es neben morastigen niedrigen Gegenden, wo beständig Dünste in die Höhe steigen, ohne Unterlaß regnen.

Mir scheinet daher 4) klar zu seyn, daß wir in denen nassen Jahren eigentlich nicht mehr Wasser gehabt haben als sonsten; sondern daß sich nur mehrere aufgelösete Theile von der jederzeit um uns befindlichen Materie, welche wir sonst als Erde oder Luft wahrnehmen, dasmal in der Gestalt von Wasser dargestellet haben. Aber was ist denn die Ursache einer so merkwürdigen Veränderung? Warum haben so viele materielle Theile diese Zeit über eben Wasser und keine andere Materie vorgestellet, und warum haben wir nun auf einmal gar kein Wasser gehabt?

Ich erinnere mich nicht, in den Witterungsbeobachtungen bemerkt zu haben, daß in denen Lufterscheinungen, in denen Bewegungen des Windes, oder in denen Veränderungen derer Barometer etwas ausserordentliches wahrgenommen worden. Das 1766te Jahr fing an bis Mitten in den Sommer ziemlich naß zu seyn, plötzlich hörte der Regen auf, und die Oberfläche der Erde trocknete auf verschiedene Schuh tief aus.

Muß

Muß man nun den Grund einer so plötzlichen Veränderung zu erforschen, auf mehrere Jahre hinausgehen? Ist jemand auf gewisse Spuren gerathen? Ich muntere alle Naturforscher und Landwirthe auf, der Sache weiter nachzudenken, und auf die noch ferner folgende Veränderungen zu sehen.

Denn es würde in der Landwirthschaft von äusserstem Nutzen seyn, wenn wir sicher, oder auch nur mit einigem Grade der Wahrscheinlichkeit beurtheilen könnten, ob ein nasses oder trocknes Jahr folgen, und ob eine gewisse Jahrszeit vor andern trocken oder naß seyn werde; Man könnte darnach seine Maaßregeln nehmen, den Ackerbau besser einrichten, auch sich in Verkaufung oder Aufhebung der Früchte richten.

Die Natur handelt nach gewissen Gesetzen; eine jede Veränderung hat in vorhergegangenen Bewegungen ihren Grund. Man hat aus der Erfahrung verschiedene Wetterregeln gemacht, die zuverläßig sind; und es dürfte nicht so schwer fallen, mehrere Regeln ausfündig zu machen, wie wir uns Anfangs vorstellen werden, wenn wir nur mehr auf den Zusammenhang im Ganzen Acht geben; Anbey Vorurtheile und die allgemein angenommene unrichtige Erklärungen bey Seite setzen.

Wir begnügen uns gemeiniglich, dergleichen Veränderungen aus dem Drucke, der Schwere oder der Schnellkraft der Luft u. s. w. zu erklären, ohne zu bedenken, daß dieses leere, nichts bedeutende Worte sind.

Wäre es an dem, daß das Wasser nach des Suckows Erklärung (Naturlehre §. 348) eine vom Feuer geschmolzene reine Erde ist; so müßte eine heisse Witterung viel Wasser zu wege bringen. Wir haben aber bey recht heissen Sommern eine Dürre, und in nassen Jahren ist die Witterung kälter;

Vielleicht

Vielleicht ist die Wirkung des Feuers, wenn wir sie auf der Oberfläche der Erde am wenigsten fühlen, unter der Erde desto stärker, und die Schmelzung geschiehet von unten. So müßte aber auch der vom Feuer mit abhangende Trieb von den Pflanzen in nassen Jahren stärker seyn, wovon wir das Gegentheil wahrnehmen. Andere Versuche ergeben auch, daß die Wirkung des Feuers von unten auf bey heisser Witterung eben am stärksten sey. Gleichwol können wir die Verwandlung der Erde in Wasser auf eine Zeitlang nicht anders als durch das Feuer erklären: Geschiehet also vielleicht die Verwandlung in einer andern Gegend, oder ist solche einige Zeit vorher geschehen, daß wir also von der Wirkung des Feuers nichts spüren?

Bey dieser Gelegenheit kann ich unangemerkt nicht lassen, wie sehr ich es wünsche, wenn mich jemand von der Natur des Flüßigen näher überzeugen könnte.

Nach meiner Theorie ist ursprünglich alles flüßig, und die vesten Körper und Materien entstehen nur zufällig.

Wir haben dreyerley flüßige Materien, welche uns vornemlich in die Sinne fallen, nemlich **Wasser**, **Oel** und **Queckſilber**.

Das Wasser unterscheidet sich, daß es sich nach einer horizontalen Fläche ausbreitet, und am Rande in die Höhe steiget. Das Quecksilber bildet lauter Kugeln, und wenn zwey Quecksilberkügelchen zusammen gebracht werden, fliessen sie in eine dritte grössere Kugel in einander. Vom Oel hingegen weiß noch kein bestimmendes Kennzeichen anzugeben. Es bestehet vornemlich aus einer feinen mit Wasser vermischten Erde. Die wenigen darin enthaltenen flüchtigen Theile, welche eben das Oel ausmachen, kann man nicht hinreichend unterscheiden und bestimmen. Besondere Feuertheilchen kann ich nicht in der Erklärung annehmen, indem dasjenige, was wir Feuer nennen, nur eine besondere Art von Bewegung ist, welche der Materie mitgetheilet wird, nicht aber eine besondere Materie; daher denn die in den Körpern durch die mitgetheilte Bewegung des Feuers entstehende Bewegungen nach deren verschiedener Natur so gar unterschieden sind; Indem solche bald heiß, bald glüend, bald kochend, bald geschmolzen, bald fix werden.

V.

Gedanken

über die unter dem Hornvieh herrschende Seuche.

* * *

\- - - Ce ſont les dieux eux mêmes
Qui rempliſſent leur haine & leurs décrèts ſuprêmes.

Addiſſon Traged. de Caton.

Gedanken über die unter dem Hornvieh herrschende Seuche.

Es ist nunmehro an die dreyßig Jahre, daß ganz Deutschland, ja ein grosser Theil von Europa, über eine anhaltende Seuche unter dem Hornvieh klaget, und da nach der Verfassung der deutschen Haushaltungen das Hornvieh einen grossen Theil unsers Reichthums ausmacht, so kann man den dadurch veranlasseten Schaden auf Millionen rechnen.

Sonsten pflegen ansteckende Seuchen nur auf eine kurze Zeit zu wüten, und alsdenn wiederum nachzulassen; Es scheinet aber von der gegenwärtigen gar keine Errettung zu seyn; denn wenn gleich eine Gegend auf einige Zeit davon befreyet bleibet, so wird sie doch nach verschiedenen Jahren anderweitig dadurch heimgesucht, und man höret von Zeit zu Zeit betrübte Erzählungen, daß die Seuche an Oertern, wo sie in vielen Jahren nicht gewesen, sich abermalen von neuen ausbreite; Sie ziehet also um so mehr die Aufmerksamkeit eines jeden Hausvaters auf sich, da alle bisher angestellte Nachforschungen nach dem Grunde der Krankheit annoch vergebens zu seyn scheinen, wenigstens noch kein sicheres Mittel, sich dagegen zu verwahren, erfunden worden, ein jeder also in steter Unsicherheit wegen seines Vermögens lebet.

Daher nicht ohne Nutzen ist, wenn ein jeder seine Gedanken und Anmerkungen mittheilet, damit an-

dern Gelegenheit gegeben werde, der Sache weiter nachzudenken.

Wir nennen eine Krankheit, wenn die in einem Körper nach dessen Bau und Natur nach gewissen Gesetzen erfolgende Bewegungen in Unordnung gerathen.

Dies kann geschehen:

1) Entweder daß die natürlichen Bewegungen gehemmet werden; z. E. wenn die Säfte in eine Stockung gerathen und einen Geschwulst veranlassen.

2) Oder wenn sie beschleuniget werden und zu geschwind erfolgen. Z. E. wenn ein Mensch einen Durchfall erhält, und die Speisen ehe sie recht verdauet sind, paßiren, oder wenn das Blut in ausserordentliche Wallung geräth.

3) Oder aber, es kommen neue Bewegungen hinzu, die gar nicht in den Körper gehören. Dahin gehöret der Frost im Fieber; oder wenn die Säfte des Körpers in Suppuration gerathen.

Eine jede Krankheit setzet voraus, daß eine zufällige Ursache sie wirket: und es ist nicht genug für einen Arzt, daß er die Krankheit zu heben sucht, sondern er muß vornemlich auf die Ursache, welche sie veranlasset, sehen, und solche wegräumen, so ist die Krankheit bald gehoben; und da die Aerzte nicht selten mehr auf die anscheinende Krankheit als auf die Ursache sehen und nachforschen, so ist leicht zu errathen, warum manche Krankheit so langsam und schwer gehoben wird; und warum am Ende zu Zeiten die Natur mehr als alle Arzneymittel helfen muß. Z. E. wenn solche Stockungen im Körper entstehen, welche wir Flüsse nennen, so begnügen sich die mehrsten Kranken, daß sie durch warm halten, reiben, räuchern, und dergleichen äusserliche Mittel die Stockung heben;

wenige

wenige befleißigen sich aber, aus dem Blute oder aus den Säften die fremde Materie, welche die Stockung veranlasset, wegzuräumen, und so kommt solche oft wieder; oder man vertreibt sie von einem Theil des Körpers nach einem andern. Eben so verhält es sich mit den Fiebern; die mehrsten Aerzte begnügen sich, wenn sie das Fieber selber hemmen, und die Nerven durch den Gebrauch der China stärken, daß die das Fieber veranlassende Materie nicht weiter darauf wirken kann. Bemüheten sie sich dagegen gleich Anfangs mehr, die rechte Fiebermaterie und ihren Sitz und Natur, auch wie sie aus dem Grunde gehoben werden könne, zu erforschen, so würde die Cur oft sicherer und geschwinder vollendet werden, ohne daß der Patient nöthig hätte, den Körper so lange mit Medicin abzumatten, eine genaue Diät zu beobachten, und doch mehrmalen Recidive oder schlimmere Zufälle zu befürchten.

Bey vielen Krankheiten kömmt eine solche neue Bewegung hinzu, welche wir eine Gährung nennen, ich habe aber bereits im II. Theil des Hausvaters S. 703. angeführt, daß vielleicht noch Niemand, worin die Gährung bestehe, deutlich erkläret hat; Indessen kann ich eine jede Art von Gährung in einer Materie gemeiniglich nur einmal hervorbringen, und nicht so oft als man wünscht wiederholen; sondern es wird dazu

1) eine flüßige Materie erfordert, welche die Bewegung anzunehmen fähig ist.

2) Muß eine fremde Materie zugesetzt werden, welche die Gährung wirket.

Ich habe noch keine Begriffe, daß eine Gährung anders als durch lebendige Thiere oder durch denen-

selben ähnliche bewegliche Kügelchen gewirket werden könne: (S. Hausv. II. Th. S. 752)

Die zuzusetzende Materie muß also dergleichen Thiergen oder den Saamen dazu enthalten, und die andere in Gährung zu setzende Materie muß flüßig und weich genung seyn, daß sich die Thiergen darin bewegen können; sie muß zugleich solche Theile enthalten, welche den Thiergen Nahrung geben, und zu ihrem Aufenthalt und Vermehrung bequem sind. Dieses nennen wir bey denen durch eine Gährung entstehenden Krankheiten: „Es muß dazu vorher die „Disposition im Körper seyn.“

Untersuchen wir nun die mehrsten ansteckenden Krankheiten bey Menschen und Vieh, so werden wir finden, daß die Disposition dazu im Körper allbereits vorhanden seyn müsse. Daher theilen sich ansteckende Krankheiten einigen Körpern entweder gar nicht, oder langsam mit, andere hingegen werden geschwind dadurch angegriffen.

Die Disposition allein veranlasset aber noch nicht, daß eine Seuche zum Ausbruch kommt, sondern es muß von aussen die Ursach der Gährung mitgetheilt werden: diese pflegen wir sodann einen ansteckenden Gift zu nennen.

Kommen sodann zwo oder mehrere Arten von Gährung zusammen, so pflegt die Krankheit tödtlich zu seyn.

Kennen wir nun den Grund einer Krankheit, so fällt es leichter, die dagegen dienliche Mittel zu verordnen, und man erkennet, daß es unmöglich sey, einen Körper für eine ansteckende Seuche zu bewahren, wenn die Disposition dazu seit langer Zeit vorhanden ist, und wenn wir die, die Gährung veranlassende Ma-

terie

terie nicht abhalten. Mithin, wo eine ansteckende Seuche zu befürchten ist, müssen wir 1) jeden Körper durch lange vorher anzuwendende Zubereitungsmittel verwahren, damit er dazu keine Disposition erhalte; daß nemlich alle Säfte rein und in ihrer gehörigen Ordnung bleiben, so, daß wenn auch gleich der Saamen zur Gährung hineingebracht würde, derselbe sich doch nicht darin ausbreiten oder zum Nachtheil des Körpers Ueberhand nehmen könne; 2) müssen wir suchen, alle die in einem Körper gebrachte oder erzeugte Gährungsthiergen umzubringen, ohne daß weitere Brut davon übrig bleibe, welche sich in andere Körper ausbreite. Denn so bald diese sich nicht weiter mittheilen, wird ein Köper nicht angesteckt werden, wenn auch die Disposition noch so sehr dazu da wäre. Die Vertilgung dieser Brut hält aber, wo sie sich einmal ausgebreitet haben, so gar schwer und ist fast unmöglich. Daher können wir jetzt verschiedene ansteckende Seuchen, von denen wir wissen, daß sie ehedem bey uns unbekannt gewesen, und erst in neuern Zeiten zu uns gebracht worden, gar nicht weiter ausrotten. Hieher rechne die so bekannten Pocken, und wie ich bereits gezeiget habe, daß die Hornviehseuche damit die größte Aehnlichkeit habe; H. V. II. S. 483. so befürchte, daß es eben so schwer halten wird, solche ganz auszurotten.

Gleichwol dürfen wir den Muth nicht verlieren, sondern da uns an Erhaltung unsers Viehes so gar viel gelegen ist, so hilft vielleicht Fleiß, Aufmerksamkeit und Unverdrossenheit ein Mittel erfinden, welches uns gegen fernere Gefahr in Sicherheit stellet. Alle Erfahrung zeiget, daß die Seuche, wenn sie bey einem Stücke Viehes erst recht zum Ausbruche

kommt, gemeiniglich tödtlich sey; das mehrste wird also auf Vorbereitungs- und Verwahrungsmittel beruhen; Man hat bishero das Salz für ein solches allgemeines Verwahrungsmittel gehalten.

Im Zellischen machen jetzt einige Erfahrungen solches zweifelhaft; da Vieh, dem man Salz gegeben hat, dennoch die Seuche erhalten hat, und umgefallen ist.

Mir sind auch Oerter in Franken bekannt, wo dem Vieh beständig Salz gegeben wird, und die Seuche solches doch weggerissen hat.

Vielleicht liegt das Versehen aber darin, daß das Vieh nicht oft genug, und nicht in gehöriger Menge Salz erhalten hat.

Vielleicht hat man den Gebrauch zu spät angefangen; So viel ist gewiß, daß in mehrern Gegenden, wo Salzquellen sind, die Seuche in allen diesen Jahren sich nie geäussert hat, wenn sie gleich nahe dabey ausgebrochen ist. Mir sind auch mehrere Hauswirthe bekannt, welche ihr Vieh damit allein verwahret zu haben glauben, und in der Erfahrung finde nichts geschickter, um dergleichen Thiergen zu zerstöhren, als unser gemeines Küchensalz. (H. V. I. S. 152.)

Ein jeder vorsichtiger Hausvater wird also um so eher den Gebrauch des Salzes fortsetzen, da es dem Vieh überhaupt gesund, und zu dessen bessern Gedeihen besonders zuträglich ist.

In den Pocken bey Menschen sind nach gewissen Umständen balsamische Mittel gesund, welche die inwendigen Theile stärken, und die in Gährung gerathene Materie heraustreiben, wenn sie nur nicht hitzen. Die bey Menschen anzuwendende balsamische Mittel mögten für das Vieh wol zu kostbar fallen; dagegen

muß

muß man geringere diesen zuträgliche Mittel ausfündig machen.

In meiner Gegend hat man sehr gut gefunden, jedem Stück Hornvieh jährlich ein paar mal einen in Theer umgekehrten Hering in den Hals zu stecken und niederschlucken zu lassen. Aeussert sich die Seuche in der Nähe, so ist nöthig, daß man die in der Luft sich ausbreitende Brut der Gährung abhalte: dies geschiehet am besten durch einen in denen verschlossen zu haltenden Ställen auszubreitenden Dampf von Eßig, Zwiebeln, Teufelsdreck und dergleichen scharfen Sachen.

Am schlimmsten ist nur, daß es so gefährlich fällt, in Ställen mit Feuer zu räuchen. Einige wollen bey eintretender Gefahr das Vieh lieber in freyer Luft halten. Mir scheint es nach der Natur der Krankheit weit sicherer, dasselbe in vesten Ställen zu verwahren, warm zu halten, und eine beständige Transpiration zu befördern, dabey das Vieh mit Stroh über der Haut zu reiben.

Sobald nur die geringste Vermuthung von der Seuche ist, muß man dem Vieh alles harte Futter so viel möglich entziehen, und nur laulichten Mehltrank geben, vor allen Dingen aber dem Vieh so viel es nur saufen will, geben, jedoch niemalen kalt saufen lassen, anbey so lange noch Hoffnung ist, den Gebrauch des Salzes täglich fortsetzen, auch mit räuchern nicht nachlassen. Dem Vieh ein Haarseil zu ziehen, dürfte den Ausfluß der in Gährung seyenden Materie nach den äussern Theilen befördern. Das Aderlassen muß nach der Natur der Sache ein gutes Verwahrungsmittel seyn.

Da das Vieh gemeiniglich eine Verstopfung oder einen innerlichen Brand erhält, ist beydes zu verhüten,

ten, wozu ein eben empfohlener, die Gedärmer schmeidig machender Mehltrank dienlich ist.

Vielleicht ist auch von grossem Nutzen, dem Vieh täglich eine Portion Eßig zu geben, und ich wünsche zu hören, ob damit irgendwo Versuche gemacht worden.

Die bey uns gewöhnlichen Tränke von den Oelkuchen müssen ebenfalls zuträglich seyn; Vielleicht wäre noch besser, Leinsaamen blos zu kochen, und ihnen davon einzugeben.

Es kommt aber allemal in Betracht, daß man die rechte Zeit zu treffen wissen müsse, wenn Vorbereitungsmittel anzuwenden dienlich sind. Denn wir Menschen finden oft bey uns, wenn wir zu früh und ohne Noth uns durch Vorbereitungsmittel gegen eine vermuthete Krankheit verwahren wollen, daß dadurch eine Krankheit eher befördert als abgewandt, und der vorhin gesunde Körper eben schwächlicher gemacht werde.

Bey dem Vieh ist zu schwer und fast unmöglich zu beobachten, wenn der erste Anfang der Disposition zur Seuche entstehe.

Es beruhet auch viel auf den Grad, in welchem wir Vorbereitungsmittel geben dürfen.

Weitere Versuche und eine unermüdete Aufmerksamkeit, sonderlich von geschickten Aerzten, welche den Lauf der Krankheit zu beurtheilen fähig sind, werden uns hoffentlich mit der Zeit gewisse Mittel an die Hand geben. Ein jeder Hausvater bemühe sich nur, das Seinige beyzutragen und seine Anmerkungen mitzutheilen.

VI.

Nachricht

von einigen eßbaren Schwämmen.

❧ ❧ ❧

Vilibus ancipites Fungi ponuntur amicis.

Juven.

Nachricht
von einigen eßbaren Schwämmen.

Brückmann hat eine Beschreibung der Trüffeln gegeben. (2366)

Breynius handelt von officinellen Schwämmen, die in der Medicin gebräuchlich sind. (2365)

Müller hat im Dänischen von eßbaren Schwämmen geschrieben. (S. T. II. S. 753)

Im Deutschen ist mir aber Niemand bekannt, der davon ausführliche Nachricht gegeben hätte; welche uns doch um so nothwendiger zu seyn scheinet, da wir viele Sorten von Schwämmen nicht allein zur Speise gebrauchen, sondern wol gar unter die Leckerbisgen zählen, andere oft ähnliche aber giftig und zu Zeiten tödtlich sind; Mithin einem Haushälter daran gelegen ist, die brauchbaren von den schädlichen zu unterscheiden.

Haben wir bey uns etwas, das zur Nahrung und Wohlschmacke dienen kann, so handeln wir unrecht, wenn wir keinen Gebrauch davon machen; hingegen kann ein Ungeschickter, indem er dergleichen Schwämme suchet, sich in den Kennzeichen leicht triegen, und eines für das andre nehmen. Niemand setzt aber seine eigene und seiner Freunde Gesundheit vorsetzlich in Gefahr.

Die mehrsten Botanici beschreiben uns Schwämme; ihre Beschreibungen sind aber nicht für Haushälter.

Der

Der unermüdete Herr Schäffer hat uns eine weitläuftige Beschreibung von den Regensburger Schwämmen geliefert. (2375) Sie ist aber zu kostbar.

Ich lese eben in des Flemmings deutschen Jäger II. Theil S. 61 ein Register von 26 eßbaren, und von 35 unnützen Bültzen oder Schwämmen; seine Beschreibungen sind aber so kurz und unvollkommen, daß man die wenigsten daraus erkennen kann, und dergleichen Beschreibungen sind oft die schädlichsten.

Ich wünsche also, daß jemand eine solche Beschreibung von allen eßbaren Schwämmen liefern mögte, woraus ein jeder Haushälter sie sicher kennen, und sofort die schädlichen von den gesunden unterscheiden kann.

Es wird dazu eine Beschreibung erfordert:

1) Von ihrer äusserlichen Farbe, ob solche weiß, gelb, bräunlicht und so weiter sey.

2) Von der Gestalt des Hutes, ob solcher platt, breit; in der Mitte eingedruckt oder erhaben sey.

3) Von dessen Grösse, indem ein jeder Schwamm nicht über eine gewisse Grösse zu wachsen pflegt.

4) Von der untern Fläche, ob solche blätterricht oder mit Röhren ist.

5) Von der Gestalt der Blätter, ob solche dünn oder fleischicht sind. (S. Hausv. II. Th. S. 753)

6) Von der Farbe der Unterfläche.

7) Von dem Stiele.

8) Von Nebentheilen: So macht sich eine Sorte Schwämme, welche eßbar gehalten wird, kenntlich durch die Haut, welche im Anfange die Blätter bedeckt hat, und in Gestalt eines Ringes um den Stiel zurück bleibt: Fungi longissimo pediculo sed maculati esculenti I. B. H. T. III. p. 826.

9) Von ihrer Gestalt, wenn sie anfangen zu wachsen; denn solche ist oft von derjenigen, die sie in der Folge annehmen, ganz verschieden, und die mehrsten sind je jünger je besser zum Gebrauch.

10) Von dem Geruche; welcher bey verschiedenen ihre Schädlichkeit verräth.

11) Von der Farbe des inwendigen Fleisches, auch ob sie viel oder wenig Fleisch haben.

12) Von dem Safte und dessen Farbe. So haben die Breitlinge weissen Saft wie Milch, und die Dänlinge röthlichen Saft.

13) Von dem Orte, wo sie anzutreffen sind, z. E. in Hölzern, auf Wiesen, an Stämmen von Eichen.

14) Von der Jahrszeit, wenn man sie suchen und samlen muß; So wachsen die Morcheln nur im April.

15) Wie, und ob sie einzeln oder Haufenweise wachsen.

16) Welche Witterung ihnen am vortheilhaftesten ist. So bringet ein warmer und etwas feuchter Herbst mehr Champignons, als bey einer trocknen Witterung.

17)

17) Wie man ihr Wachsthum befördert; so treibet zu Zeiten ein Mistbeete viele Champignons, ohne daß wir die Ursache davon wissen.

18) Von den Unterscheidungszeichen, woran man die brauchbaren von denen ähnlichen schädlichen erkennet.

19) Von deren rechten Geschlechtsnamen, und deren deutschen Benennungen in jeder Provinz.

Zur Probe will ich eine ohngefehrliche Beschreibung von denen in meiner Haushaltung gebräuchlichen Schwämmen geben:

I.) Die gebräuchlichsten sind diejenigen, welche ein jeder unter dem Namen der Champignons kennet; Agaricus campestris *Linn.*

Bauhinus nennet sie auf deutsch Heiderling oder Drüschling, Tabernamontanus, Treutschling: mir ist aber nicht bekannt, daß sie in Niedersachsen eine deutsche Benennung haben.

Sie kommen wie runde Kugeln in der Grösse einer Nuß aus der Erde; alsdenn sind sie am schmackhaftesten, und wenn man sie in Eßig einmachen will, müssen sie ganz jung gepflücket werden. Nur muß man sich hüten, daß man sie nicht mit denen zu gleicher Zeit gemeiniglich eben wie weisse Kugeln aus der Erde kommenden Bovisten oder Lycoperdis verwechselt; diese unterscheiden sich dadurch, daß ihre Oberfläche etwas rauh wie Leder anzufühlen ist, die von den Champignons hingegen ist glatt: an jenen ist kein Stiel, und wenn man sie drückt, brechen sie auseinander, und enthalten in einer merklichen Haut eine meh-

mehligte Substanz, welche, wenn sie älter werden, zu einem schwarzen Staub wird.

An den Champignons bemerket man den besondern Stiel, und die schon röthlich hervorscheinenden Blätterchen.

Diese wachsen vornemlich auf Weiden, wo Vieh gehet, in luftigen Eichhölzern, in den Gärten, wo fauler Mist untergegraben ist, oder auf alten Spargesfeldern, auch auf Mistbeeten; wie man denn auch, um sie täglich zu haben, besondere Beete dazu anzulegen pflegt.

Sie wachsen einzeln; auf einem Fleck aber, wo man einmal welche gesamlet hat, pflegt man täglich welche wieder zu finden, vornemlich wenn man die Stiele nicht zu tief aus der Erde reisset.

Ihre beste Zeit ist im Herbst im August und September.

Die im Anfange sich zeigende runde Kugel breitet sich bald weiter auseinander, und so zeiget sich der Hut in der Gestalt einer holen Halbkugel; die äussere Schelle ist weiß; zu Zeiten fällt sie etwas in das röthliche oder bräunliche. Gemeiniglich ist sie glatt und glänzend, sonderlich wenn die Champignons gute Art haben; zu Zeiten springt sie hie und da etwas auf, und wird schuppicht.

Sie haben inwendig viel weisses Fleisch, und, wenn sie recht fett sind, etwas weißlichten Saftes.

Die Unterfläche ist mit fettigen gegen den Stiel zu abgestutzten Blättchen von zweyerley Länge und angenehmer röthlicher Farbe bedecket. Die Farbe ändert

dert sich, nachdem die Champignons jung oder alt, oder aber auf einem fetten oder magern Boden gewachsen sind, und ist bald heller bald dunkeler.

Die Blätterchen lassen sich leicht vom Fleische trennen, und werden, wenn die Champignons gegessen werden, herausgenommen, wie man denn auch die äussere Haut abziehet: Sind sie aber noch ganz klein, und noch nicht aufgegangen, bleibt beydes daran.

Der Stiel ist gerade, aus- und inwendig weiß; an den jungen Champignons wird er mitgegessen, an alten ist er trocken und zäh. Er löset sich leicht vom Hute ab.

Wenn die Champignons sich aufthun, ist der Hut unten mit einer dünnen Haut bedeckt, welche aber bald vergehet.

Wenn die Champignons einen Tag oder darüber alt sind, wird der Hut oben platt wie ein Teller, die Blätterchen geben sich ganz hervor und werden schwärzlicht, alsdenn ist das Fleisch bereits mit kleinen Maden angefüllt, und sie taugen nicht weiter zum Gebrauch.

Ihr Geruch ist angenehm und etwas erdhaft.

Es kommen gemeiniglich zugleich noch andere Schwämme aus der Erde, welche im äussern Ansehen denen Champignons ähnlich kommen; man erkennet aber diese bald am Geruche, und an denen röthlichen fettigen Blättern: An den ähnlichen sind die Blätter feiner, oder häufiger, oder von mehrerley Länge, oder von gelblicher oder weisser Farbe, oder sie haben fast gar kein Fleisch, oder einen verdächtigen Geruch.

II.)

II.) Von der zwoten Art, welche man für die leckerste hält, weiß ich eben so wenig einen deutschen Namen; auf französisch werden sie Moucerons genannt, und unter dieser Benennung sind sie in unsern Küchen gebräuchlich.

Es ist Agaricus mammosus *Linn.* Fungi verni Mouceron dicti odori & esculenti. I. B. H. III. p. 823.

Diese kommen in Gestalt kleiner runder gelbbrauner Erbsen mit ziemlich langen dünnen Stielen aus der Erde; sie nehmen gemeiniglich einen Fleck ein, in der Form und in dem Umfange, als wenn ein Vieh seinen Urin dahin gelassen hätte, wornach sie vielleicht lieber wachsen: Man pflückt auf einem solchen Fleck oft zur Zeit eine ganze Menge, und dieses viele Tage nach einander, sonderlich wenn man die Stiele in der Erde läßt, da man umher auf viele Schritte weit keinen weiter spüret. Beym pflücken ist ein eigner Handgriff, daß man den Hut erst nach einer Seite, und darauf zurück nach der andern bieget, so löset sich solcher von dem an sich magern Stiele ab; zieht man sie mit dem Stiele heraus, so bleibt eine Menge Sand und Erde daran, welche sich in den Blätterchen vestsetzet, und beym Essen zwischen den Zähnen unangenehm fällt.

Wenn sich ein Mouceron weiter ausbreitet, erhält der Hut die Gestalt von einen stumpfen Kegel in der Grösse einer kleinen Nuß, und endlich breitet sich der Hut mehrentheils platt aus in der Grösse eines halben Guldens; Da aber das Fleisch schon gleich wie in den Champignons von kleinen Maden zerfressen ist.

Die Haut ist glatt und bey nassem Wetter etwas fettig anzufühlen, da auch die Farbe mehr ins bräunliche fällt. Bey trocknem Wetter hingegen ist die Farbe mehr weißbräunlicht, und die ganze Substanz ist wie ein Leder anzufühlen.

Sie haben nach ihrer Grösse ziemlich viel vestes Fleisch, und einen angenehmen Geruch. Die Blätter sind flach, dick, zäh und einzeln, so daß man sie leicht zählen kann, laufen gegen den Stiel spitzer zu, und lassen sich nicht vom Hute trennen.

Sie wachsen vornemlich im Herbste, und werden nur selten hie und da auf Grasangern, an Rainen, und neben einzeln stehenden Bäumen gefunden. Dieses, und weil sie mühsam zu suchen und nur klein, anbey wohlschmeckend sind, sich auch aufheben lassen, macht sie geachtet.

Sie werden frisch zu allerley Ragouts gekocht, oder in einem luftigen Zimmer an der Sonne getrocknet, und sodann bis zum beliebigen Gebrauch verwahret.

Sie wachsen am liebsten nach einen starken warmen Regen im Herbste.

Man findet zugleich ähnliche kleine Schwämme, welche häufiger wie jene wachsen, sich aber bald an den Blätterchen unterscheiden lassen; Diese sind an den unbrauchbaren entweder ganz dünne, wässericht und häufig, oder aber mehr saftig und röthlicht, und wenn man die Schwämme aus einander bricht, haben sie viel wässeriges und gar weniges Fleisch von röthlicher Farbe. Der Geruch von den unbrauchbaren ist widrig, und man kann sie zwischen den Fingern zerdrucken.

III.) Eine dritte häufiger vorfallende Art sind die Pfifferlinge oder Eyerschwämme, Chanterelles; Agaricus cantarellus *Linn.*

Sie unterscheiden sich vor allen andern an der schönen gelben, dem Gelben von einem Ey gleichenden Farben, welche sie durchaus haben: Sie heissen daher Eyerschwämme.

Sie wachsen, wenn es etwas feucht ist, den ganzen Sommer herdurch in Hölzern unter schattigen Bäumen.

Ihre Gestalt ist sehr unterschieden; wenn sie aber ausgewachsen sind, stellen sie gemeiniglich einen etwas ausgehölten unförmlichen Trichter vor; der Hut ist mit dem Stiele in eines zusammengewachsen und nicht zu trennen: die Blätterchen sind flach, einzeln, und laufen am Stiel herunter.

Die beste Art sie zuzubereiten ist: Man hackt sie klein, giebt etwas Butter, Salz, Eßig, auch Zwiebeln, und gehackte Petersilie daran, und läßt sie in ihrer eignen Brühe langsam schmoren; Man braucht sie auch wie jene an allerley Gerichten.

IV.) Eine vierte in Eichhölzern in der Mitte des Sommers bis in den Herbst bey etwas feuchter Witterung in Menge anzutreffende Art ist der Boletus bovinus *Linn.*

Man nennet sie auf französisch Poutierons, und es ist dies eigentlich was man auf deutsch Piltze oder Pöltze nennet.

Diese Piltze unterscheiden sich von jenen drey Arten vornemlich dadurch, daß sie an der Unterfläche des

Hutes keine Blätter, sondern lauter feine unmittelbar an einander schliessende kleine Röhrchen haben, die sich wenn man einen Schwamm aus einander bricht, am besten erkennen lassen.

Es giebt von diesen Piltzen verschiedene eßbare Arten. Die besten haben einen dicken, in eine runde Kugel auswachsenden, fleischigten Stiel, welcher schmackhafter, wie der Hut selber ist. Der Hut ist klein, und bildet eine Halbkugel. Die Farbe des Hutes ist oben röthlicht weiß, oder vielmehr hell Semmelfarb.

Die Unterfläche der Röhrchen ist weiß, und fällt nur wenig ins grüngelbliche.

Die Oberfläche ist wie ein trocknes Leder anzufühlen; Das Fleisch ist weiß, trocken, und hat einen angenehmen Geruch.

Sie wachsen in luftigen feuchten Eichhölzern gegen den Herbst ziemlich häufig.

Die Schaafe fressen sie gerne, und mich deucht bemerkt zu haben, daß auch Hirsche und Kühe sie fressen.

Man samlet sie frisch, und ehe Maden das Fleisch verderben, trennet die Röhrchen von dem vesten Fleische, schelet die Haut von dem Hute und dem Stiele ab, schneidet das Fleisch in schmale Stücke, ziehet solche an einen Faden, und trocknet sie an der Sonne. Da man sie denn an einem trocknen Ort in einer verschlossenen Schachtel Jahr und Tag aufheben, und gleich den Trüffeln und Murcheln an Gerichten gebrauchen kann.

Mit

Mit diesen eßbaren Piltzen wachsen zugleich andere ähnliche, aber schädliche; Man erkennet sie vornemlich daran, daß die Oberfläche des Hutes dunkler, auch wol fettig anzufühlen ist. Die Röhrchen sind hingegen von gelber Farbe, und der Geruch ist verdächtig und unangenehm.

Die übrigen eßbaren Schwämme übergehe ich vor dasmal; da solche entweder nicht so gewöhnlich sind wie jene. Z. E. **die blauen Schwämme**; Agaricus violaceus, welcher in der äusserlichen Gestalt viel ähnliches von den Champignons hat, dabey aber oben violet blau und unten weiß ist. **Die Tänlinge**; Agaricus deliciosus, welcher in Tannhölzern wächset. **Die Breitlinge**; Agaricus lactifluus, welchen man in Hölzern findet, und für die leckersten hält. **Den Bocksbart**; Clauaria fastigiata, welcher in Buchhölzern aus dem verfaulten Laube wächset.

Oder weil sie bey uns in Niedersachsen nur selten gefunden werden, wie die bekannten **Murcheln** und **Lurchen**.

Oder aber, weil sie eine weitere Untersuchung erfordern, wie z. E. die bekannten **Trüffeln**, Tubera terræ. Diese scheinen mir eines der merkwürdigsten Produkte der Natur zu seyn, von dessen Fortpflanzung und Vermehrung wir noch nichts wissen.

An allen übrigen Schwämmen finden wir kenntliche kleine runde helldurchsichtige Kügelchen, welche man bis anhero für den Saamen gehalten hat, die aber nach meinen Versuchen eigentlicher wie die Eyer von kleinen Thiergen anzusehen sind; So wie die

Schwämme selber nicht als ein Gewächs, sondern als die Wohnung und das Gebäude unendlich vieler kleiner Thiergen zu betrachten sind.

Ich verspare davon ein mehrers anzuführen, da der Ritter Linne mir meldet, daß er meinen Anmerkungen Beyfall gebe, solche in den angestellten Versuchen richtig finde, und davon nächstens eine besondere Abhandlung drucken lassen würde; Ein so grosser und fleissiger Naturforscher wird diese zweifelhafte Materie am besten in ein helleres Licht setzen, und hoffentlich mehrere Naturforscher zu neuen Versuchen aufmuntern.

VII.

Allerley vermischte Anmerkungen und Nachrichten.

I.

Anmerkungen von der Moorenhirse.

Die Mooren- oder Indianische Hirse Holcus sorgum *Linn.* scheint für die wärmere Gegenden, wo sie Art zu wachsen hat, ein überaus aussträgliches Korn zu seyn; nach denen damit von mir an zween unterschiedenen Orten seit drey Jahren angestellten Versuchen wird dasjenige bestätiget, was auch im Hannoverischen Magazin von 1766 Nr. 29. S. 456. gesagt worden; nemlich daß unsere Gegend schon zu kalt für sie ist; Ich rathe also nicht, Versuche im Grossen damit anzustellen.

Er hat bey mir Stengel von sieben bis acht Schuh hoch von ansehnlicher Dicke mit vielen Nebenschüssen getrieben. Dagegen schießt er erst spät im August recht in die Höhe, blühet langsam, und wird spät reif.

Im Herbst 1766. kam ihm die anhaltende Dürre und das beständige schöne Herbstwetter zu statten, dennoch konnte ich in fettem leimigten Lande keine Aehren weiter zur Reife bringen, als von denen früh auf dem Mistbeete gezogenen und nachher versetzten Pflanzen.

In warmen sandigten Erdboden reifet er etwas leichter, die Stengel bleiben aber kleiner, und erlangen nur die Höhe von vier oder fünf Schuhen.

2.

Mittel, um den Geruch vom Wachstuche zu vertreiben.

Im Hannoverschen Magazin von 1766. S. 1536. sind zwey Mittel vorgeschlagen, um denen Tapeten von Wachstuch den Geruch zu benehmen.

Der Eßigdampf, wenn man nemlich in einen mit Eßig angefüllten Kessel ein paar glüend gemachte Kiesel- oder Mauersteine wirft, und die Fenster nicht eher öfnet, bis der Dampf die Wände recht durchdrungen hat, alsdenn aber freye Luft giebt, ist gar gut, um den Firnüs-Geruch zu benehmen. Bey den Tapeten von Wachstuch aber habe am zuverläßigsten gefunden, wenn man sie nicht eher als im Frühjahr anschlägt, und alsdenn vorher die Stücke Wachstuch des Abends auf einen grünen Anger ausgebreitet hinleget, so daß das gemahlte unten lieget und das Wachstuch die Nacht über den Thau einziehet, des andern Morgens aber von der Sonnen recht getrocknet wird. Alsdenn wird es gegen Mittag so warm wie es ist, aufgerollet und hingeleget, bis denselben oder einen andern Abend, wenn man von dem Wetter versichert ist. Man kann das Wachstuch auch erst des Morgens so früh wie möglich ausbreiten. Wenn das Wachstuch auf diese Weise zwey oder dreymal ausgelegt worden, so hat man keinen Geruch zu befürchten; das Gras darunter aber pflegt zu verderben und ganz braun zu werden.

3. Auf-

3. Aufgabe.

Die Erde, welche ein Maulwurf durchgearbeitet hat, und aufwirft, ist fruchtbar, und besser als die übrige von dem nemlichen Klumpen, woraus sie genommen worden, um Bäume oder andere Gewächse darin zu pflanzen.

Hat jemand wol mit der Erde, welche die Regenwürmer auswerfen, und welche durch ihre Körper circuliret ist, Versuche gemacht, was daraus wird, wenn man darin pflanzet?

In grossen Gärten, wo vestgewalzte oder vom Regen eben gewordene Wege oder Felder sind, ist es leicht einen Vorrath davon zu samlen.

Sollte man vielleicht aus solcher Erde ein besonderes Salz ziehen können?

4. Aufgabe.

Ich wünsche, daß jemand Versuche mit dem Schaume machen möge, in welchem die Larua Cicadis spumariæ L. wohnet.

Der Herr von Geer hat von dem Insekte in den Schwedischen Abhandlungen von 1741 eine umständliche Beschreibung gegeben.

Es bestehet dieser Schaum aus einem ausserordentlich zähen Safte, den das Thier in Gestalt kleiner Bläsgen aus dem Hintern bläset, so daß es ganz davon bedeckt wird, und darin wohnet, auch gegen die Sonnenstrahlen gesichert ist.

Es scheinet mir dieser Saft von allen bekannten einer der zähesten zu seyn, denn man kann nicht leicht es dahin bringen, daß ein Bläsgen vertrieben wird, man merkt auch nicht leicht, daß die Sonne den Schaum austrocknet; vielleicht könnte dessen Untersuchung etwas zu Erläuterung des *Gluten* oder Kleber beytragen, wenn man ihn in hinlänglicher Menge haben kann.

5.

Anfrage von Futterung der Bienen mit Salz.

Der aufmerksame Kalm bemerket im ersten Theile seiner Reisen nach Amerika S. 341. daß den Bienen des Winters Salz gegeben worden, welches ihnen klein gestossen in Trögen untergesetzt ist.

Ist dieses Mittel auch in diesen Gegenden gebräuchlich, und hat jemand durch Versuche einen Nutzen davon bestätiget?

Ueberhaupt ist das Salz allem Vieh gesund, und bewahret sie für Fäulniß und Krankheiten. Es dürfte also bey den Bienen nicht weniger Nutzen haben, wenn sie es anders fressen. Da es ihnen aber nur als eine Medicin oder Blutreinigung gegeben werden kann, so dürfte es in einer Jahrs Zeit wol nicht über ein- oder zweymal vorgesetzt werden, auch würde nöthig seyn, die davon jedesmal zu nehmende Dose zu bestimmen.

Vermuthlich verhält es sich damit eben so, als wenn ein Mensch zu Abführung des gesamleten Schleims Rhabarber, oder eine andere Abführung nimmt: macht er die Dose zu stark, oder wiederholt es zu oft, so wird das Mittel schädlich, und der Körper geschwächet.

6. An-

6.

Anmerkungen von der besten Art öffentlicher Anlagen.

In einem jeden Staate bleibt es ein Hauptaugenmerk, welchergestalt die Anlagen zu Bestreitung der öffentlichen Unkosten am leichtesten erhoben werden können; ohne daß 1) die Entrichtung denenjenigen, welche dazu beytragen, lästig oder unangenehm falle; Noch daß 2) der Umlauf des Geldes im Lande gehemmet, noch der baare Geldvorrath gemindert werde; dabey aber 3) die Kasse in Sicherheit sey, die jährlich erforderliche Summe gewiß zu erheben.

Mir scheint widersprechend zu seyn, daß man in allen Ländern unter dem Scheine, daß man denen angesessenen Eigenthümern zu Hülfe kommen, und eine Erleichterung verschaffen will, nur gar zu gern auf solche Arten von Auflagen verfällt, welche Handel und Wandel als die Seele eines Landes hemmen; allen Einwohnern sich der Auflage zu entziehen Gelegenheit lassen; ehrliche Unterthanen zu Betrieger und Contrebandiers machen; das baare Geld zum Lande hinaus führen; bey Fremden einen Eckel erwecken; den Zufluß des Geldes stopfen; die Kassen in Unsicherheit setzen; nichts beträchtliches aufbringen; und wobey man, um dieses Wenige zu erhalten, seine Zuflucht zu einer Menge überflüßiger, das Land drükkender und noch mehr aussaugender Bedienten nehmen, sich

sich mit Auflegung einer erstaunlichen Menge unzulänglicher Eyde helfen, und am Ende, um der Verfassung nur einige Gültigkeit zu geben, eine grosse Menge Unterthanen durch Erkennung schwerer Leibes- und Geldstrafen unglücklich machen und ruiniren muß. Wovon die häufigen in Frankreich auf die Galeren condemnirten Contrebandiers zum Beweise dienen können.

Indem man durch dergleichen Imposte, welche sich dem ersten Anscheine nach freywillig beytreiben, und unvermerkt entrichtet werden, den Einwohnern eines Landes eine Erleichterung zu schaffen gedenket, wird ein grosser Theil davon durch die Strafe hauptunglücklich, und für die übrigen die Entrichtung der Taxen nur desto beschwerlicher gemacht.

Der Hausvater giebt sich eigentlich mit dergleichen in die Politik schlagenden Fragen nicht ab; ihm ist aber sehr daran gelegen, sich in dieser Materie überzeugt zu sehen, da seine Pflicht erfordert, Vorschläge zu thun, wie das Beste der Unterthanen und der Cassen auf die eine oder andere Weise am sichersten befordert werden könne; und da er im Journal œconomique vom October 1765 S. 458 lieset, daß der Intendant von Limoges eben diese Frage wegen des grossen Einflusses, den sie auf alle Unterthanen hat, als eine Preisfrage aufgegeben habe, so wünscht er darüber von andern, Einsicht und Erfahrung habenden, Männern, ihre, sonderlich auf einzelne Provinzen von Deutschland gerichtete Gedanken zu hören;

Ob nemlich in einzelnen kleinen Provinzen von geringem Umfange, welche mehrere fremde Nachbaren haben, irgend ein Vorwand oder Entschuldigung,

zuläßig

zulässig machen könne, die zur Consumtion unentbehrliche Stücke mit einem Imposte oder Licente zu belegen, und diesen Weg zu Erhebung der öffentlichen Anlagen zu erwählen?

Da dieses fast in allen Ländern geschiehet, so müssen ausser denen Gründen, welche man insgemein anführet, und welche leicht zu wiederlegen stehen, noch andere Gründe seyn, welche dieser Art von Auflagen das Wort reden, die ich aber alles Nachsinnens ohnerachtet noch nicht ausforschen können.

Sind auch dergleichen Imposte in grossen geschlossenen Reichen, wie z. E. in England und Frankreich nach gewissen Umständen zulässig, so scheinen sie hingegen in kleinen Provinzen, wo ein jeder Unterthan täglich Gelegenheit hat zu defraudiren, desto gefährlicher.

7.

Nachricht von einigen eingelaufenen Schriften über die ausgesetzte Premien.

1) Mittelst eines den 23ten Jenner 1766 datirten Briefes ist mir von einem Ungenannten eine Anweisung um gutes Brod zu backen eingesandt worden. Sie handelt diese Materie zwar nur praktisch ab, und erfüllet nicht eigentlich dasjenige, was ich nach der im ersten Theile S. 421 gegebenen Erläuterung zu wissen gewünschet habe; Da aber doch ziemlich gute Handgriffe darin enthalten sind, so bin erbötig, dem Verfasser die Hälfte der von mir ausgebotenen, und zugleich mit auf das Bierbrauen gerichteten Premie, einzusenden. Ich ersuche also den mir unbekannten Herrn Verfasser, daß er sich forderſamst zu erkennen geben wolle, und danke ihm zugleich für dessen übrige von den Pflügen beygefügte Anmerkungen.

2) Einer meiner ersten Gönner hat mir aus England eine Anweisung verschaffet, welche sehr nützliche und brauchbare Handgriffe lehret, um einige Arten von Bäumen, z. E. den Kampferbaum, zu vermehren, wofür ihm schuldigst Dank erstatte.

Im übrigen hat meine Anleitung den bey mir als Secretaire in Diensten stehenden Hrn. J. G. Jacobi (einen Bruder desjenigen, der sich durch verschiedene

erhaltene Preise berühmt gemacht hat) aufgemuntert, mit allem Fleisse Pflanzschulen anzulegen; Alle Mittel, um Bäume zu vermehren, auf mancherley Art zu versuchen, und welche sich für jede Art Bäume am besten schicke, auszuforschen.

Er hat auch ein besonderes Glück gehabt, verschiedene Bäume, an deren Vermehrung mir gelegen war, fortzupflanzen, und ich sehe täglich mit Vergnügen, daß seine mehrsten Versuche oft gegen alles Vermuthen eingeschlagen sind. Er beschäftiget sich jetzt, seine Versuche noch ein Jahr fortzusetzen, und ich hoffe, sodann meinen Lesern eine ausführliche Anweisung vorlegen zu können.

Ich habe ihm also vorläufig zur Aufmunterung **acht Ducaten** bezahlet, und verspreche, wenn sein Aufsatz zum Abdrucke vollendet seyn wird, und die angestellten Versuche ferner einschlagen, noch überdem den ausgebotenen Preis von **zwölf Dukaten** auszuzahlen. Da also diese Aufgabe damit erloschen ist, so erwehne solches, damit sich niemand weiter bemühe, über diese Frage Beantwortungen einzusenden.

3) Es haben die von mir ausgebotene übrige Preise auch noch veranlasset, daß verschiedene Aufsätze eingesandt worden; wobey aber einige Verfasser deutlich zu erkennen gegeben haben, daß ihre Absicht nicht sowol gewesen, die aufgeworfenen Fragen meiner Absicht und Erwartung gemäß gründlich zu beantworten, als vielmehr um nur Geld zu erhalten.

4) Zu Ausbietung des ersten Preises, die Verbesserung der Niedersächsischen Wirthschaft betreffend,

ward

ward vornemlich veranlasset, da es mir möglich schien, unsere Güter, durch Einführung einer andern Art von Wirthschaft, z. E. der Mecklenburgischen, weit besser zu nutzen. Denn die Unzulänglichkeit derer gewöhnlichen Vorschläge, daß man mehr Futterkräuter säen; das Feld auf eine neue Art bestellen oder düngen; den Säepflug brauchen, und andere dergleichen Veränderungen im kleinen machen, und dadurch den Ertrag der Güter verbessern soll, fällt einem jeden erfahrnen Landwirthe bald in die Augen.

Nachdem ich nunmehro Gelegenheit gehabt habe, die Mecklenburgische Koppelwirthschaft näher kennen zu lernen, und eine Vergleichung gegen die auf meinen Gütern übliche Wirthschaft anzustellen, so bin völlig überzeuget, daß am sichersten gehen und am besten fahren werde, wenn die gegenwärtige Wirthschaft ungeändert fortsetze.

Unter allen mir bekannten Arten von deutschen Haushaltungen gefällt mir keine besser als die Osnabrückische.

Man verpachtet alle Grundstücke einzeln, und zwar um ein ausserordentlich hohes Pachtgeld, denn ein Morgen Saatland von mittelmäßiger Güte thut jährlich 3 bis 5 Thaler Pacht; und ein Morgen Gartenland über 8 Thaler: Man hat zu gewissen Jahrszeiten seine baare Einnahme; die mehreste Arbeit wird durch Leibeigene verrichtet, welche auch umsonst dienen müssen; Man braucht auf den Gütern keine Haushaltung, keine Pferde, und kein Inventarium zu halten, und nur sehr geringe Unterhaltskosten anzuwenden.

Könnte ich meine Güter, wo die Unterhaltskosten und die jährlich anzuwendenden baaren Geld-

Ausgaben gar hoch gehen, eben so nutzen, so wäre mir dies jährlich einige tausend Thaler werth: Jene Einrichtung machen aber im Osnabrückischen dessen vorzüglich glückliche Umstände nur allein möglich. Es ziehet jährlich durch den Linnen- und Flachshandel so viel Tonnen Goldes baar Geld aus Holland; Es hat eine grosse Menge Einwohner, sonderlich von Einliegern und Häuslingen; Die Einwohner sind fleißig und haben viel Verkehr; Sie sind wenig belastet, und da sie alle Leibeigene sind, so zieht ein jeder Eigenthumsherr zwar viel von ihnen, schonet ihrer aber auch auf alle mögliche Weise wieder, und erlaubet nicht, daß sie von andern geplaget werden.

5) Bey dieser Gelegenheit muß noch einer bey mir eingelaufenen Schrift Erwähnung thun, welche sonst nicht zu den Preisaufgaben gehöret. Sie ist mir unter einer gänzlich unbekannten Hand mit der vorgesetzten Nachricht zugesandt worden: „Finden „Ewr. daß diese Gedanken eines Platzes in den „ökonomischen Sammlungen werth, wird der Verfasser sich daraus eine Ehre machen; finden Sie „es nicht, giebt er sich zufrieden.“

Der Verfasser sucht darin zu beweisen: „Die „Steigerung der Pächter sey eine beständige Ursache „der Klagen über böse Zeiten.“ Da diese Frage schon in die Politik schlägt, womit sich der Hausvater nicht abgiebt, so will nur einige Anmerkungen beyfügen, in so weit sie einen Einfluß in die Privatwirthschaft haben.

Ein Landwirth wird gemeiniglich den kürzern ziehen, wenn er sich zur Regel nimmt, durch Steigerungen

rungen seiner Pachtungen seine Einnahme zu vermehren, ohne dabey die gehörige Vorsicht zu gebrauchen.

Man kann gemeiniglich ziemlich genau bestimmen, wie hoch der Ertrag von einem zu verpachtenden Pertinenz genutzet werden könne, und dieses fordert jeder Verpächter billig von einem Pächter; doch so, daß da dieser allerley Unglücksfälle stehen, auch die Gefahr übernehmen, und oft den Vorschuß thun muß, darauf billig Rücksicht genommen werde, daß er etwas zur Belohnung für seinen Fleiß und Mühe übrig behalte.

Will ich von einem Pächter ein mehreres begehren, so muß voraussetzen: entweder 1) daß er den Zuschuß aus seinem übrigen Vermögen thun soll, oder aber 2) daß er den Ertrag der Pachtung so viel höher zu treiben Gelegenheit habe, oder aber 3) daß ein Pächter nach gewissen Nebenumständen mehr zahlen könne als andere.

Im erstern Falle ist es ein unerlaubtes Mittel, um des Nächsten Vermögen an sich zu ziehen, und es ist um so unerlaubter, wenn man solche Stücke in der Pachtung steigert, ohne welche der Nachbar unmöglich leben kann. Z. E. einen Garten, wenn er sonst keinen Gartenraum hat. Der Erfolg ist gemeiniglich, daß die Pächter die Pertinenzen aussaugen und ruiniren; Man erhält die ersten Jahre das Pachtgeld mit grosser Mühe, und verlieret solches wenigstens von einem Jahre, wenn ein Vorwurf zur Execution fehlet, und vornemlich wenn der Pächter unter einer fremden Jurisdiction stehet, und man die Hülfe derer für die Erhaltung derer ihnen anvertrauten Unterthanen besorgten Beamten nachsuchen muß.

Ich weiß mehrere Exempel, da die Verpächter sich freuten, das Pachtgeld um einige Thaler erhöhet zu haben, aber davon nur wenig Jahre genossen, und den vermeintlichen Gewinn doppelt und dreyfach einbüsseten.

Ich habe jedesmal ein Mistrauen, wenn ein Fremder einen bisherigen Pächter aufbietet, und habe mit eigenem Schaden aus der Erfahrung erlernet, daß ich besser fahre, wenn einen sichern Pächter beybehalte, von dem wegen des Pachtgeldes gewiß bin, wenn gleich weiß, daß er augenscheinlichen Vortheil bey der Pachtung habe. Gleichwol hat ein Privat-Begüterter nicht so sehr nöthig darauf zu sehen, als wegen der Cammergüter der Landesherr selber, der allemal dreydoppelt leidet, wenn die Pachtung zu sehr gesteigert wird, und seine eigenen Unterthanen dadurch verarmen.

Der zweite Fall, wenn ich nemlich den Pächter nöthige, den Betrag der Pacht so viel höher zu treiben, ist derjenige, worauf eigentlich jene Schrift gerichtet ist, und ich komme damit überein, daß solcher in mancherley Betracht gefährlich ist; Jedoch werden sich wenige Verpächter darum bekümmern, ob das Land leide, und das Publicum verkürzet werde, wenn sie nur ein höheres Pachtgeld erhalten. Bey Verpachtung publiker Güter soll aber darauf billig Rücksicht genommen werden.

Ein Paar in jenem Aufsatze angeführte Exempel erläutern diesen Satz. Einem translocirten Beamten wird von einem Mitgliede aus der Cammer vorgehalten, was für Vortheil er von der bisher gehabten Pacht gezogen haben müsse, da sein Nachfolger

800

800 Thlr. Pacht mehr gebe? Er antwortete aber: die gebe nicht dieser, sondern der Bauer, mehr; denn es gehörte viele Gräserey zur Pacht, die die Unterthanen nicht entbehren könnten, und wofür sie, was der Pächter verlangte, zahlen müßten; er steigerte also diese um 800 Thlr, und es war als eine um so viel erhöhete Auflage auf die Unterthanen anzusehen.

Ein anderer Holländer mußte für eine Kuh, welche bishero 3½ Thaler Pacht gethan hatte, 7 Thaler geben. Zwo Tagelöhner-Frauen begegneten einander, und hatten beyde Milch geholet. Die eine vom Holländer hatte viele, aber schlechte, und die andere vom Bürger wenige, aber gute Milch erhalten; beyde waren misvergnügt und unzufrieden über die Obrigkeit.

Steigerungen in dergleichen Fällen haben würklich einen grössern Einfluß auf das Publicum, wie man Anfangs meinen sollte. Ich will mich nur auf das Exempel von England berufen, wo man die Veranlassung der gegenwärtigen Theurung und allgemeinen Noth, nach den öffentlichen Blättern, grossentheils darin setzet, daß die Eigenthümer der Pertinenzien seit kurzem das Pachtgeld merklich gesteigert haben, mithin die Pächter dasjenige, was sie zur Stadt bringen, auch höher im Preise halten müssen. Wenn ein Kaufmann die benöthigten Lebensmittel theurer bezahlen muß, so muß er auch seine Waaren aufsetzen; Ein Handwerksmann muß es auf seine Arbeit schlagen; Ein Tagelöhner steigert sein Tagelohn. Doch dies sind politische Betrachtungen.

Es bleibt also nur erlaubt, im dritten Falle das Pachtgeld ausserordentlich zu steigern, wenn sich nemlich ein Pächter findet, dem nach seiner Privat-Convenienz an Besitzung eines Pertinenzes gelegen ist, und der nicht sowol auf den davon zu ziehenden Nutzen, als auf die ihm dadurch zuwachsende Gemächlichkeit sieht; dieses giebt aber keine Folge, daß davon allemal so viel Pachtgeld aufkommen, oder daß ähnliche Pertinenzen eben so hoch genutzet werden können, und dennoch gereicht es den Pächtern oft zum größten Nachtheil, wovon ein Exempel anzuführen genug seyn mag.

Es scheinet den Besitzern von Ländereyen nichts gemächlicher, als wenn sie den aus dem Lande zu ziehenden Zehnten behalten, und die Zehntpflichtigen loben dafür gern über den Werth aus; Soll aber ein Bauer für die Zurückbehaltung des Zehnten mehr bezahlen, wie der Werth beträgt, so muß er den Zuschuß aus seinem übrigen Vermögen thun, und wird bald ruiniret.

Ich pflichte also jenem Verfasser bey, daß für einen Zehntherrn nichts gefährlicher sey, als die Verpachtung der Zehnten an Zehntpflichtige; denn wenn diese in Verfall kommen, bestellen sie das Land unordentlich, und verarmen völlig; und wenn man nach Jahren den Zehnten anzunehmen gezwungen ist, wird der Ertrag davon merklich geringer seyn, und man wird nicht selten in verdrießliche Processe verwickelt, da ein jeder sich Zehntfreyheiten anmassen will. *)

Man

*) Eben während des Abdrucks wird mir von einem unbekannten Freunde eine kleine mit vieler Ueberlegung geschrie-

Man pflegt die Steigerungen der Pachtungen damit zu rechtfertigen, daß die Preise (Pretia rerum) steigen; diese würden aber nach jenes Verfassers Sätzen nicht steigen, wenn nicht der Anfang mit den Steigerungen gemacht wäre; Je weiter diese also getrieben werden, je mehr müssen die Preise steigen, und das Publicum leidet.

Ich überlasse andern die weitere Ausführung dieser Materie.

geschriebene Abhandlung zugeschickt, unter dem Titel: „Schreiben des Gr. von B. an den P. B. über die „Frage: Gereichet es zum Aufnehmen des Bauren„standes, wenn einer zehntpflichtigen Dorfschaft der „Zehnte aus ihrer Feldflur zu Gelde gesetzt, oder in „Pacht überlassen wird? Frankf. und Leipz. 1767. „in Octav.“

Es wird darin mit guten Gründen gezeiget, daß es für den Zehntherrn höchst gefährlich sey, wenn er bey Versteigerungen der Zehnten durch den höchsten Bot die Zehntpflichtige zum Bieten zulasse, da diese ohne Ueberlegung in den Tag hinein bieten, und darüber gemeiniglich verarmen und zu Grunde gehen.

8.

Nachricht
von einer in der Stadt Haarburg errichteten Gesellschaft von Hausvätern.

Wir leben in einem Jahrhunderte, wo man aller Orten neue gelehrte Gesellschaften errichtet, und mit einem vorzüglichen Eifer um Erweiterung und Verbesserung der Wissenschaften bemühet ist.

Man hat auch bey weiten nicht den Nutzen, und kommt nicht zu der Erkenntniß, wenn man blos für sich arbeitet, und allein seinem eigenen Lichte trauet; Eine Rücksprache mit andern, welche an der nemlichen Wissenschaft ein gleiches Vergnügen finden, muntert einen jeden von neuen auf; giebt Gelegenheit zu weitern Nachsinnen, und es entsteht dadurch von beyden Seiten eine Beeiferung, sich es einer dem andern vorzuthun.

Ob nun gleich das Publicum von denen bis anhero errichteten Gesellschaften nicht allemal den Nutzen gehabt hat, den man sich davon versprechen sollen, so bin dennoch bewogen worden, nach dem Exempel anderer, in der Stadt Haarburg eine ordentliche Versamlung von einer geschlossenen Anzahl guter Freunde zu veranstalten, und theile die Regeln mit, welche zu beobachten man übereingekommen ist; Ich habe in

in einigen just den Gegensatz angenommen von denen bey den mehrsten übrigen Gesellschaften gewöhnlichen Gesetzen, indem bey dergleichen Einrichtungen nichts besser und angenehmer halte, als wenn ein jeder seine völlige Freiheit behält, und zu nichts gezwungen ist.

Im übrigen muß bekennen, daß bey Errichtung dieser Gesellschaft eigentlich auf mein eignes Interesse und Vortheil gesehen habe. Denn meine Absicht ist gewesen:

1) Daß versichert seyn wollen, einige gute Freunde, deren Gegenwart ich öfter zu geniessen wünsche, zu gewissen Zeiten gewiß bey mir zu sehen; in der Hoffnung, daß

2) sodann von jedem hören werde, wenn er etwas in Erfahrung gebracht hat, welches zu wissen mir nützlich seyn mögte.

3) Dadurch, daß ein jedes Mitglied ein gelehrtes Journal hält, und herumgehen läßt, bekomme ich solche zu lesen, und die übrigen Mitglieder erhalten Kenntnisse von verschiedenen neuen Entdeckungen und Anmerkungen, die ihnen sonst verborgen geblieben seyn würden, und welche ihnen zu weitern Nachsinnen Gelegenheit geben.

4) Erhalte dadurch bequeme Gelegenheit, über meine eigene Anmerkungen und Ausarbeitungen die Gedanken und Urtheile von andern zu hören, und die im Hausvater zu ertheilende Unterrichte nützlicher und zuverläßiger zu machen.

Re-

Regeln
für die Gesellschaft der Hausväter.

1) Endes unterzeichnete Hausväter haben sich vereinbaret, in der Stadt Haarburg an jedem ersten Dienstag in jedwedem Monate, und vierzehn Tage darauf anderweitig sich ordentlich zu versamlen.

2) Die Versamlung geschiehet Nachmittags von 4 bis 6 Uhr auf dem Schlosse bey dem Herrn Landdrosten von Münchhausen, welcher die dazu erforderliche Unkosten und Aufwartung allein stehet.

3) Der Endzweck dieser Versamlungen ist, sich über allerley die Erweiterung und Ausbreitung der Wissenschaften, Gelehrsamkeit und Künste, auch den Ackerbau und die Landwirthschaft betreffende Materien freundschaftlich zu bereden; Insonderheit aber zu überlegen, wie das Beste und die Gemächlichkeit auch Aufnahme des Ortes und ganzen Landes befördert werden könne.

4) Ein jeder wird also, was er etwa durch Briefwechsel oder durch Bücherlesen, oder aus eigener Ueberlegung zweckdienliches in Erfahrung bringen mögte, den übrigen in der Versamlung zu weiterer Ueberlegung vortragen.

5) Ein jeder von der Gesellschaft wird auf seine Kosten wenigstens ein gelehrtes Journal oder Zeitung halten,

halten, welche er unter den übrigen zum Durchlesen herum gehen läßt.

6) Derjenige, durch dessen Schuld ein Stück davon verlohren gehen mögte, wird solches zu Ergänzung des Werks auf seine Kosten herbey schaffen.

7) Wer der Versamlung beyzuwohnen abgehalten wird, läßt sich vorher entschuldigen.

8) Im übrigen ist bey dieser Verbindung kein Zwang noch Unkosten; ein jeder kann nach Gefallen zurück bleiben, oder sich gar absondern.

9) Da die Absicht blos auf mündliche Unterredungen gerichtet ist, so können keine auswärtige Mitglieder angenommen werden.

10) Da es dem Endzweck dieser Verbindung hinderlich seyn mögte, wenn die zu zwölfen vestgesetzte Zahl derer sich versamlenden Hausväter vermehret würde, so sollen ohne besondere Ursachen und ohne einmüthige Einwilligung aller Interessenten keine neue Mitglieder aufgenommen werden.

11) Die versamleten Hausväter werden mit der Königl. Landwirthschafts-Gesellschaft in Zelle eine genaue Freundschaft zu unterhalten sich befleißigen.

12) Man wird von diesem gemeinnützigen Vorhaben Sr. Königl. Majestät, unserm allergnädigsten Herrn, allerunterthänigst Eröfnung thun, und sich dazu Sr. Königl. Majestät allerhöchste Genehmhaltung und Schutz erbitten.

13) Die Gesellschaft wird sich eigentlich nicht mit neuen Ausarbeitungen und Aufsätzen abgeben; Sollte sie aber so glücklich seyn, daß neue zur Aufnahme des Landes oder Gewerbes gereichende Vorschläge bey ihr vorkommen, wird sie solche gehörenden Orts bekannt und geltend zu machen trachten.

14) Wie diese Puncte heute bey der ersten Versamlung also verglichen und verabredet worden, als bezeugen alle daran Theil nehmende mittelst ihres Namens Unterschrift, daß sie solchen geleben wollen.

Haarburg, den 24ten Jun. 1766.

Hannover,

gedruckt bey Heinr. Ernst Christoph Schlüter.

1767.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Münchhausen, Otto <<von>>,

Der Hausvater Mit Kupfern

Bd.: 3,1

Hannover 1767

Oecon. 1289-3,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10297865-7
VD18 80013406